Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 19. April 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 16

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Osterlied

Emanuel Geibel

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert, noch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach' auf, du frisch verjüngte Welt.

Wacht auf und rauscht durch's Tal ihr Bronnen —
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Blätter all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod!

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande
Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht;
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht;
Ihr Grübler, die ihr, fern verloren,
Traumwandelnd irrt auf müster Bahn:
Wacht auf, die Welt ist neu geboren;
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt Euch all des Heils erfreuen,
Das über euch gegossen ward;
Es ist ein inniges Erneuern
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte
Jung wird das Alte, fern und nah.
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte:
Wacht auf, der Ostertag ist da!

Was 's Müetti brichtet

D'Osterzyt chunnt allwäg bald,
Wänn's scho trybt im Buechewald.
Wänn in Wise 's Gras scho stupft,
's Gaißeblüemli 's Chöpfli lupft.
Und de Schnee vom Chännel rünnt,
Weiß me, daß de Früehlig chunnt;
Daß de Winter isch verby,
Daß de Osterhas chunnt gly,
Daß er z'Nacht dur d'Gärte springt
Und de Chinde Eier bringt.
Chindli, schlaf drum gleitig y,
Bätt all Nacht um Sunneschy.
Isch's an Ostere schön hell,
Häsch bym Eiersueche Gfell.

Trudy Lincke

Ostern

El. St. Die stille Charwoche geht zu Ende, die lange Passionszeit, in der unsere Gedanken so oft unsern Herrn und Heiland auf seinem Leidensweg begleitet haben, versinkt vor der Freude und dem Jubel, den Ostern der Menschheit gebracht hat. Warum ist Ostern das schönste Fest der Christenheit, das beglückendste, dasjenige, das ohne allen Zweifel und Vorbehalt Freude, nur Freude bringt?

Wohl erinnern wir uns an die Beglückung durch die Weihnachtsbotschaft: Euch ist heute der Heiland geboren —! Weihnachten ist die Geburt der Hoffnung, der Beginn einer Verheißung, so groß und so Himmel und Erde umspannend, wie keine Verheißung und Botschaft der Menschheit vorher je gegeben wurde. Der Erlöser wird geboren, geboren in Wehen und Schmerzen wie jedes andere Kind auf Erden — denn der Gottessohn mußte ganz Mensch werden, um mit den Menschen, und an sich selber die ganze Not, das ganze Leid und die ganze Schulden- und Sündenlast des Menschenlebens bis zum letzten, dem schmachvollen Tod am Kreuz zu erleben; nur damit konnte er den Weg frei machen zu Gott, dem gütigen, verzeihenden Gott, der nicht mehr ansehen will, der Menschen Missetat um des Sohnes willen. Weihnachten ist das Versprechen, Weihnachten weist den Weg zur Erlösung. Es ist die Verheißung des Friedens, des Friedens auf Erden, und des Wohlgefallens an den Menschen.

Aber wie manche Hoffnung ist dem Menschengeschlecht schon gegeben worden, auf Frieden, auf Erlösung von Unrecht und Uebelständen, und wie oft ist die Erfüllung ausgeblieben! Wir denken an so manche Revolution, die Hoffnungen gab und Versprechen austeilte, wir denken an so manche soziale, ethische, religiöse Bewegung, wir denken an den Völkerbund, der so viel Gutes wollte, und den kurzsichtige, harte, egoistische, machtliebende und unaufrichtige Männer zu Grunde gerichtet haben, trotz der Aufopferung der Gutgesinnten. Eine Hoffnung, ein Versprechen sind etwas Schönes, Großes — aber sie sind noch keine Erfüllung; die Erfüllung kann ausbleiben, ein banger Zweifel, eine dunkle Unsicherheit sind immer noch da und bedrängen unbewußt und ungewollt doch irgendwie den Glauben an das verheißene gute Ende. So ist an Weihnachten die Geburt des Erlösers wohl ein Versprechen, ein Pfand, das größte, das je der Menschheit gegeben wurde — aber Ostern erst bringt die Erfüllung, die Erlösung aus der Not und der Angst. Aber vor Ostern liegt der dunkle Karfreitag. Der Zweifel der Gläubigen mag in jenen dunklen Leidenstagen des Christs oft groß und schwer gewesen sein, wie Gott sein Versprechen halten könne, wenn er eine solche Erniedrigung seines Sohnes durch schlechte Menschen zugebe. Aber Christus siegte, seine Ergebung in des Vaters Willen, seine Kraft über alle Schmach hinaus an seinem hohen Ziel bis zur Treue in den Tod festzuhalten, sie führten ihn wohl den dunklen Weg nach dem Oelberg, nach Golgatha und in den schmerzvollen Tod am Kreuz. Sie führten ihn in die tiefen Schatten des Felsengrabes, aber über alles das hinaus in die Auferstehung, in das hohe glückvolle lichtgesegnete Ostern der Christenheit.

Heute, wo Millionen von Müttern und Frauen um ihre Söhne und Männer weinen, wo die meisten in der furchtbaren Hoffnungslosigkeit des Endgültigen ihr Leid tragen — heute können wir uns vorstellen was es für diejenigen von ihnen bedeutet, wenn eines Tages, unerwartet, unverhofft der Totgeglaubte und Beweinte vor ihnen steht, wie es da und dort vorkommt; totgeglaubt und nun plötzlich lebendig: So muß das Erlebnis gewesen sein, für jene Frauen, die am frühen Ostermorgen in ihrer Trauer vor dem Grabe des Herrn standen und die Engel fragten, wo sie ihren Herrn hingetragen hätten, und Er, der Auferstandene zu seiner Mutter tritt und dann nur das eine Wort sagt: „Maria!" Und sie, die Frau, die Mutter, die mit ihm durch alles gegangen ist — sie versteht aus diesem Wort, was die Jünger vorher nicht verstanden: daß Jesus nicht tot bleiben konnte, daß er leben mußte, daß er auferstanden war vom Tode um zu seinem und unserem Vater, zu seinem und unserem Gott aufzufahren; und daß ihr Kind, das in der Krippe von Bethlehem das große Werk der Erlösung begonnen und es heute vollendet hatte, indem es den Tod überwand um zum Vater zu gehen, damit seine Menschenbrüder durch ihn, durch sein Vorbild, durch seine Treue bis zum Kreuzestod, zum Vater kommen können: zum Vater, nicht mehr nur zum richtenden und strafenden Gott des Alten Testaments.

Das ist Ostern — die Vollendung, die Krönung eines Lebens, das ein einziger Opfergang war für andere, das der Welt nicht nur die Botschaft der göttlichen Liebe, sondern ihre Erfüllung gebracht hat in restlosester, unbedingtester Selbstaufopferung für alle diejenigen, die Gott und das Göttliche suchen. Das ist Ostern, das ist deshalb das froheste, beglückendste Fest der Christenheit, weil in dieser Erfüllung der Menschheit auf ewig die Gewißheit gegeben ist, daß Gott ein treuer, ein zuverlässiger Gott ist, der in seiner Gnade und Größe der Menschheit seine Versprechen hält. Und wenn wir uns fragen, was die Erlösung eigentlich sei, so wissen wir, daß wohl jeder Mensch sich ein anderes Bild von ihr macht. Dem einen ist es die Vergebung der Sünden und Befreiung des Gefühls seiner Unwürdigkeit. Ein anderer ersehnt sich das ewige Leben nach dem Tod, so wie die Kirche es uns verheißt, und es Christus zum Verbrecher am Kreuze gesagt hat: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!" Und der andere sieht die Ewigkeit für seine unsterbliche Seele darin, daß alles Gute was er getan und gesagt, fortwirkend von Mensch zu Mensch und von Generation zu Generation Gutes erzeugen soll in göttlichem Sinn. Aber eines vom Schönsten, was Christi Leben und Tod uns gegeben hat, das ist das große, sonst nie erreichte Beispiel der Liebe, der Aufopferung, der Hingabe bis zum Tod für Menschen, die ihm eigentlich ferne standen, und so fremd waren, aber von denen er wußte: es ist dunkel und kalt in ihnen, sie können ihr Leben nicht hell machen, denn sie wissen nicht, was die Liebe und die Hingabe ist, sie sind krank von allen Unzulänglichkeiten des Lebens, sie sind Marthanaturen, und wissen nicht, daß nur eines Not tut: daß wir den Willen unseres Vaters im Himmel tun!

Und dieser Wille, wir wissen es, dieses Urgebot des Christentums, es ist die Liebe. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". Darin läge die Lösung aller sozialen Fragen, die ganze Hilfe für die Not der Nachkriegszeit, und „du sollst nicht töten", das wäre die Lösung der ganzen Friedensfrage, und „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete" — darin liegt ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Nachfolge Christi, die Erfüllung seiner Gebote, nicht nur in schönen Worten und Gedanken bestehen kann, sondern daß unser ganzes Leben durchdrungen sein muß, von seinem Geist,

Einladung zur Generalversammlung der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

auf Mittwoch, den 24. April 1946, 14.30 Uhr

auf freundliche Einladung von Frau G. Haemmerli-Schindler

im Haus Kreuzbühl, Hohenbühlstraße 1, Zürich Tramhaltestelle Nr. 1 Merkur-Zeltweg oder Tram Nr. 10 und 15 Haltestelle Kreuzplatz.

Traktanden:

1. Protokoll
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung
4. Verschiedenes

Die Einladung ergeht besonders herzlich an unsere Leserinnen und Genossenschafterinnen in Zürich und Umgebung.

Wir hoffen auf zahlreiche Beteiligung!

Für die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt:
Die Präsidentin:
Dr. h. c. Else Züblin-Spiller.

Eine Waadtländerin erlebt Ostern im zaristischen Rußland

O. A. Baschong

Die junge Waadtländerin Albertine Meunier, die als französisch sprechende Bonne die jüngeren Kinder des Direktors der großen Fabrik am Narowaflusse betreute, hatte keine leichte Aufgabe. So viel verschiedene Elemente drängten sich auf diesem Landstrich, der das kleine, zu Rußland gehörende, aber deutschstämmige Baltikum mit dem großen östlichen Rußland verband. Man war ja nur fünf Eisenbahnstunden von Petersburg entfernt, wohin man zu Konzert, Theater oder Teevisite fuhr, um am nächsten oder übernächsten Tage wieder zurückzukommen. Was waren schon fünf Stunden Eisenbahnfahrt in dem riesigen Rußland!

So sprach man im Direktorshause Deutsch, Russisch, Estnisch, Französisch und, wenn englische Geschäftsherren kamen, Englisch. Zu gewissen Zeiten saßen handelnde „Woll-Juden" aus Polen bei Tisch, deren Sprache einen Anklang ans Jiddische hatte und für die in Extra-Gefäßen „koscher" gekocht werden mußte.

Im stundenweiten Park, der zur Fabrik gehörte, ragten die grünen Zwiebeltürme einer griechisch-orthodoxen Kirche lustig aus den Bäumen. Allsonntäglich zogen buntgekleidete Arbeiter in langen Reihen zu ihr, die extra für sie erbaut worden war. In der nahen Stadt läuteten derweil die Glocken der mittelalterlichen Johanneskirche zum evangelischen Gottesdienste. Ja, man muß schon über Herzenstakt verfügen, um sich in diese verschiedensten Menschen mit ihren verschiedenen Ansprüchen hineinzufinden. Es ist so vieles anders als „bei uns daheim in der Schweiz". Angefangen mit den Gerichten, die Awdotja, die Köchin, kocht, bis zu Sitten, Gebräuchen und sozialen Zuständen. Die Familie Balten, die Dienstleute Russen, Madame und Personal griechisch-orthodox, Monsieur, als evangelischer Lutheraner, hatte es beim Zaren durchgesetzt, seine Kinder evangelisch taufen zu lassen. Es ist für die junge Schweizerin nicht leicht, in diesen verschiedenartigen Strömungen zu stehen.

Aber nun ist gottlob der Winter mit Kälte, Dunkelheit und den unaufhörlichen Erkrankungen vorüber. Man steht in der Fastenzeit, freut sich auf Ostern mit all seinen frohen Bräuchen und auf den Frühling, der ihm folgt. Sechs Wochen vor Ostern fängt diese Fastenzeit mit der „Butterwoche" an. Da wird in Butter, Fett, Eßgenüssen geschwelgt, die später verboten sind. Als Besonderheit verzehrt man unglaublich viel „Blini". Buchweizenmehl- und Hefepfannkuchen, klein, dick, fett, mit Kaviar, Anchovis und anderem Pikantem verbrämt und zahllosen Schnäpsen hinuntergespült.

In Petersburg und Moskau gellen eine Woche lang Volksbelustigungen, Tingeltangel, Lärm, Fressen und Saufen. Nachher strenge Askese. Fleisch, Alkohol, Eier, Zucker, Butter, Milch, jegliches Fett außer Sonnenblumenkern- oder Rapsöl sind verboten. Die Barinja, die Herrin, und die Dienstleute fasten sich mager und nervös, während die anderen, etwas eingeschränkt, die übliche Kost erhalten.

„Albertina Albertowna", sagt die Köchin Awdotja zu der so verehrten Schweizerin, „Sie sind gut, wie kommt es, daß Sie nicht zu unserer Kirche gehören, daß Sie jetzt verbotene Sachen essen? Aber Sie sind mildtätig und gut, ich glaube, Sie kommen trotzdem in den Himmel."

Völlig unverständlich wie sie selbst, Awdotja, diese Zeit durchhält! Sie wird spindeldürr, aber faستet dennoch für drei: für ihre zwei Buben und den Mann, der auch nichts ist als ein ausgewachsener unzuverlässiger Bub, von dem man nie weiß, ob er die Fasten innehält, und ob er nicht eines Abends betrunken heimkommt in die „Kaserne für verheiratete Arbeiter", wo sie mit ihm wohnt und nur tagsüber zur Herrschaft kommt.

An Awdotja, der Köchin, hat Albertine eine treuergebene Hilfe. Beide lieben die Herrschaftskinder über alles, und das verbindet sie. Awdotja hatte ihre Karriere hier als Amme begonnen und war hängen geblieben. Wie ein Wiesel läuft sie durch den weitverzweigten Haushalt. Mehr gefürchtet als geliebt, ist sie Auge, Stimme, Kopf und Hand der Barinja und das Gewissen der Dienstboten. Scharfäugig und scharfzüngig kommandiert sie das Personal, ebenso wie ihren Mann, der in der Fabrik Vorarbeiter ist und höllischen Respekt vor ihr hat. Aber der Barinja, Albertine und den Kindern ist sie unerschütterlich zugetan.

Und wieder einmal steht sie mit fragenden Augen vor der Schweizerin: „Albertina Albertowna, ich kann nicht lesen und schreiben. Meine Buben, die können's, die gehen in die Fabrikschule und werden unheimlich gescheit. Wenn eine Unterschrift nötig ist, schreiben sie meinen Namen, und ich zeichne ein Kreuz darunter. Aber bei euch in der Schweiz, haben eure Aeltervväter schon das gelernt, was unsere Kinder erst jetzt zu lernen anfangen. Deswegen seid ihr auch klüger als wir. Können Sie mir vielleicht aus Ihrer Klugheit sagen, warum die Vorjüngste von unserer Frau, unsere kleine Ollinka, immer so hinserbelt, schon von Geburt an und nach der Krankheit im vorigen Jahr erst recht. Wahrhaftig, wenn ihr das helfen würde, ich ließe mir das Herz aus dem Leibe reißen! Ich gäbe auch meinen eigenen Jungen, den Mischka, für sie her."

Das waren keine leeren Worte. Nein, Awdotja hatte bewiesen, wie ernst es ihr war mit ihrer Sorge um dieses von ihnen beiden so geliebte Kind. Jetzt jährte sich's gerade, daß ein großer Schrecken über das Haus gefallen war und es viele Wochen unter dumpfem Drucke gehalten hatte. Die kleine Ollinka war damals plötzlich erkrankt: „Diphteritis", sagte der Fabrikdoktor, „Spital, Absonderungshaus". Während er mit den Eltern konferierte, rannte die Schweizerin direkt in die Gesindestube, wo die Leute gerade zusammensaßen.

„Unsere Ollinka ist sterbenskrank, der Doktor will sie uns nehmen und ins Spital tun."

„Nein", scholl es empört, „unser Kind soll von uns selbst gepflegt werden."

„Ja, ich habe mich angeboten, denn eigentlich gehört es mir, aber unsere Frau braucht mich bei den andern Kindern und..." Der pockennarbige Kutscher unterbrach sie:

„Die da soll", wies sein Finger auf Awdotja. „Ihre Blumen, Hühner und Enten gedeihen. Wenn den Kühen, Säuen oder meinen Kindern was fehlt, weiß sie Rat und Hilfe. Die soll unser Täubchen hüten."

Awdotja, die „Aufpasserin", war nicht beliebt, aber jetzt taten sie ihr alle schön: „Geh, Mütterchen! Nicht wahr, du gehst?"

In ihrem Herzen wollte sie. Natürlich wollte sie! Aber: „Wer kocht?" fragte sie streng.

„Ich", sagte Lusscha, ihre jüngere Schwester, „ich werde für alles sorgen."

„Wir werden früher aufstehen", fielen die andern ein, „wir werden fleißig sein. Geh nun mit Gott, daß sie unsere Kleine nicht forttun."

Albertine und Awdotja liefen, so schnell sie konnten, zur Frau.

„Olga Iwanowna, geben Sie mir das Kind, ich pflege es gesund."

„Es geht um dein Leben, du wirst viele Wochen allein mit ihm eingesperrt sein in den zwei Zimmern oben, die hinter der Glastüre liegen. Du hast eigene Kinder", sagte der Herr rauh.

„Unser blasses Kind soll nicht fort. Ich pflege es gesund. Ich lasse den Tod nicht an unser Täubchen. Eher sterbe ich selbst."

seiner Liebe, seiner Treue im Kleinen und Großen, damit aus jedem von uns eine große, stille Ruhe, eine sichere feste Kraft, ein warmes leuchtendes Feuer ausgehe, das zu einer gemeinsamen starken Kraft werde, an der die kranke Menschheit langsam gesunden kann. Die Einigkeit der ersten Christengemeinde, die Verbundenheit im gleichen Streben, der gemeinsame Wille zur Liebe und Aufopferung für alle Leidenden, das sei das Losungswort aller Schweizer über dieser ersten Friedensostern.

„Der du tot warst, lebest wieder
Mit dir leben deine Glieder
Und die Not und Tod erschreckt
Hat Gott mit dir auferweckt."

Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Politik

Am dritten und letzten Abend des Vortragszyklus „Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben" hörten die Berner Frauen Herrn Dr. H. Bauer, Redaktor in Basel. Der Referent zeigte Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Politik. Ursprünglich war die Hauswirtschaft, das Wirken im kleinen Kreise. Gemeinsame wirtschaftliche Interessen zwang dann einen größeren Kreis von Menschen zusammenzuleben und es entstand die Stadtwirtschaft. Für das gemeinsame Zusammenleben war eine Organisation notwendig, die wirtschaftliche Entwicklung zog die politische Entwicklung nach sich. Der Kreis wurde größer, es entwickelte sich die Volkswirtschaft und durch die Fortschritte der Technik die Weltwirtschaft. Das Jahr 1848, in welchem Jahre aus dem früheren schweizerischen Staatenbund unser heutiger Bundesstaat wurde, stellte eine politische und eine wirtschaftliche Entwicklung dar (man denke z. B. an die Abschaffung gewisser Zölle für Waren von einem Kanton in den andern). Nicht immer zog aber die wirtschaftliche Entwicklung auch die politische nach sich. Wir können heute von einer Weltwirtschaft sprechen, die politische Fortbildung hat aber nicht Schritt gehalten. — Betrachten wir die Stellung der Frau, so läßt sich eine interessante Parallele ziehen. Schon früh spielten die Frauen im Wirtschaftsleben eine wichtige Rolle. Es gab Frauen, die den Männern gleichberechtigte Zunftmeister waren. In Paris gab es eigentliche Frauenzünfte. Die wirtschaftliche Gleichberechtigung zog jedoch nicht die politische Gleichberechtigung nach sich. Wie bei der internationalen Organisation ist auch hier die politisch-rechtliche Entwicklung zurückgeblieben. Die logische und notwendige Weiterbildung ist 1. die Schaffung einer internationalen Rechtsordnung und 2. die Erteilung der politischen Rechte an die von jeher im Wirtschaftsleben eine wichtige Rolle spielenden Frauen.

Der Referent sprach in der Folge von der „Uno", welche die bis heute fehlende internationale Politik darzustellen trachtet. Die im Statut von San Franzisko enthaltenden Grundsätze sind schon in der bis heute nicht publizierten Verfassung der Europa-Union aufgeführt (der Referent ist Präsident des Zentralvorstandes der Europa-Union). Die Charta, wie die Verfassung der Europa-Union, sehen die Gleichberechtigung der Frau vor. Damit wäre also eo ipso das oben erwähnte zweite Postulat erfüllt. Weltwirtschaft-Weltpolitik, wirtschaftliches Wirken beider Geschlechter — politisches Wirken beider Geschlechter.

Nach dem interessanten Vortrag von Herrn Dr. Bauer sprach Miß Dr. E. Raybould, Lektorin an der Universität Bern über die Arbeit der Frau in England. Sie schildert den mühsamen Weg der englischen Frau, der notwendig war, um als gleichberechtigtes Staatsglied anerkannt zu werden. Und der Kampf geht heute noch weiter! Trotz der politischen Rechte der Frau hat z. B. der englische Ingenieurverein erst im Jahre 1943 Frauen als Mitglieder aufgenommen, erst nachdem die Frau im Kriege bewiesen hatte, daß sie auch auf diesem Gebiet Großes zu leisten imstande ist. Die Referentin erzählt von Frauen, die große Rüstungsindustrien geleitet haben usw. — In England wird die Frau zum Gemeinschaftsleben geschult. Es bestehen women's institutes. Hier kommen die Frauen zusammen, es werden Vorträge gehalten, die Frauen werden in die Staatswissenschaften eingeführt und am nächsten Vortrag hören sie vielleicht etwas über Hauswirtschaft! Die Frau muß eben vielseitiger sein als der Mann. Sie hat eine gute Hausfrau und Mutter zu sein und erst dann wird ihr der Mann das Recht einräumen, außerhalb des Hauses, im Staate, mitzureden. Viele Beispiele lassen sich dafür aufführen, daß Frauen, die sich rege am Staatsleben beteiligen, auch gute Hüterinnen ihres Heimes sind. Die gute Kameradin des Mannes wird sich von selbst um Dinge kümmern, die außerhalb des engen Familienkreises liegen, sonst riskiert sie eben, mit der Zeit nicht mehr Kameradin zu sein. Haushalt und Politik, das eine tun und das andere nicht lassen! -chi-

BAHNHOFBUFFET
Inh. Primus Bon
Zürich

3. Schweizerischer Frauenkongreß

Zürich, 20. bis 24. September 1946.

Der Zivile Frauenhilfsdienst ist aufgelöst. Bedauern über das Aufhören der schönen Arbeitsgemeinschaft mischt sich mit etwelcher Erleichterung, im Gedanken an mehr Ruhe für die Familien- und Hausfrauenpflichten und an andere Interessen, die wieder mehr zu ihrem Rechte kommen können. Im Augenblick, wo Anbau und Frühlingsputzete die Frauenwelt vermehrt in Anspruch nimmt, mag ein neuer Appell für eine andersartige Gemeinschaftsleistung manchen vielleicht unwillkommen sein. Trotzdem fand der Ruf des Vorstandes des Bundes Schweizerischer Frauenvereine: „Es ist Zeit für einen dritten Schweizerischen Frauenkongreß" freudigen Widerhall. Fünfzig Jahre sind seit dem ersten, fünfundzwanzig seit dem zweiten Schweiz. Frauenkongreß vergangen. Den älteren Frauen tauchen Erinnerungen an den Kongreß 1921 in Bern auf, noch ältere wissen gar von demjenigen in Genf, 1896, zu berichten. Uebereinstimmend heißt es: „Ja, das war etwas Schönes, Großes, da haben wir für unser eigenes Leben Anregung, Ermutigung gefunden, haben von der Arbeit anderer Frauen aus allen Schweizer Gegenden gehört, lernten Vertreterinnen aller Landeskreise kennen. Damals wurde der Grundstein für manches gemeinsame Schweizerfrauenwerk gelegt. Es waren reiche Tage mit starkem Nachklang für lange Zeit. Wir kommen gerne wieder, wenn man uns zu Aehnlichem aufruft, vor allem aber sollen die Jungen solch' schönes Zusammengehen erleben." Auch Bedenken wurden laut: „Ist unsere Zeit nicht zu ernst für solch frohes Frauentreffen? Haben wir nicht der Heimat und dem Ausland gegenüber andere, wichtigere Aufgaben? Und gibt es nicht mehr als genug andere Kongresse — hat nicht fast jede Berufsgruppe ihre Tagung? Ja, ist es nicht überhaupt überlebt, die Interessen der Frauen so heraus zu heben? Wir haben ja heute Anteil an manchen von den Männern organisierten Veranstaltungen." Diese Einwände mögen für die einen oder andern richtig sein. Niemand ist ja verpflichtet, den von einer großen Anzahl von Schweizerischen Frauenverbänden vorbereiteten Kongreß zu besuchen oder sich gar an den Vorbereitungen zu beteiligen. Die Herbsttagung in Zürich ist nicht für die Uebersatten, sie ist für Jene gedacht, die nach den Kriegsjahren, in denen so viele sich ganz auf ihre eigenste Aufgabe in Beruf und Familie oder auf kriegsbedingte Hilfswerke konzentrieren mußten, gerne wieder Fühlung nehmen mit Frauen anderer Landesteile, um von den verschiedensten Gebieten der Fraueninteressen etwas zu vernehmen. Kein Fachkongreß soll es werden, — über den eigenen Kreis hinausschauen, Freude und Sorge der Mitschweizerinnen teilen, gemeinsame Zukunftsaufgaben erkennen, das soll der Frauenkongreß vermitteln. Die Stadtfrau soll von der Bergbäuerin hören, die in einsamer Gegend Wohnende von dem Erfreuenden und Belastenden in der Großstadt, die Akademikerin von der Gewerbetreibenden und diejenige, die mit ihrer Hände Arbeit ihrem Land dient, soll miterleben, sehen, was die Künstlerin, die Wissenschaftlerin, dem Volk zu schenken hat.

Als Kongreßstadt ist Zürich vorgesehen, das Kongreßsekretariat hat an der Frankengasse 3, Zürich 1, Platz gefunden. Es darf aber kein Kongreß der Zürcherinnen werden. Diese freuen sich darauf, im September recht viele Schweizerinnen aller Kantone in ihrer Stadt und auch in ihrem Heim zu beherbergen. Gemeinsam wird man in den Räumen der Technischen Hochschule zu Vorträgen und Diskussionen zusammen kommen. Eine ganze Reihe größerer und kleinerer Hörsäle sind bereits gesichert, damit nebeneinander verschiedene Referate Raum finden. Für allgemeine Veranstaltungen sind die großen, modernen Räume des Kongreßhauses bestimmt.

Und die Verhandlungen? Ueber ein definitives Programm kann heute noch nicht berichtet werden. Seit Wochen ist eine große Kongreßkommission, zusammengesetzt aus Vertreterinnen der wichtigsten schweizerischen Frauenorganisationen und ein kleiner Arbeitsausschuß in Zürich daran, ein Tagungsprogramm auszuarbeiten. Anregungen hierfür sind aus allen Teilen der Schweiz eingetroffen. Nun soll aus der Vielfalt der eingegangenen Wünsche ein Ganzes geformt werden. Zusammengefaßt unter dem Leitgedanken: „Frauenverantwortung für die Gemeinschaft?" soll ein möglichst umfassendes Bild entstehen des, was die Schweizerin für ihre Heimat leistet und erstrebt. Möglichst alle sollen zu Worte kommen: Die Hausfrau als Heimgestalterin zu Stadt und Land, die Mutter und die Lehrerin, denen die Formung der kommenden Generation anvertraut ist, die für die Volksgesundheit besorgte Aerztin und Pflegerin, die Sozialarbeiterin, die Staatsbürgerin, die erweiterte Mitverantwortung für das Geschick des Schweizervolkes zu tragen wünscht. Den verschiedenen Berufsgruppen bietet sich Gelegenheit, ihr Tun und ihre Ziele der Volksgenossin darzulegen. Wird Vieles sich durch das gesprochene Wort am besten vermitteln lassen, so ist für anderes Ergänzung durch Anschauung möglich. Es ist vorgesehen, alles, was die schweizerische Frauenbewegung im Laufe der letzten 50 Jahre verwirklicht hat (man denke z. B. an Frauenberufsschulen, Frauenverbände u. a. m.) in einer recht lebendigen historischen Rückschau im Kongreßsaal auferstehen lassen, während eine geplante Arbeitsschau versuchen soll, die gewerbliche Frauenarbeit zu Stadt und Land den Kongreßbesucherinnen vor Augen zu führen. Viel Genuß verspricht auch eine Sonderausstellung im Helmhaus, die nicht nur ausgewählte Arbeiten schweizerischer Künstlerinnen bringen, sondern auch zeigen wird, welch' große Verdienste einige Schweizerinnen als Sammlerinnen von Kunstwerken und anderm Kulturgut sich erworben haben. Daß die Musikerinnen und auch andere Künstlerinnen mit ihren Darbietungen beitragen werden, die Zürcher Tage reich und froh zu gestalten, ist wohl ebenso selbstverständlich als daß die Jugend mit ihren speziellen Bestrebungen zugezogen werden wird.

Ernste Worte, heitere Weisen, bunte Bilder, besinnliche Feierstunden sollen, so hoffen wir, vielen Schweizerinnen zum Erlebnis werden, manchen inhaltreiche Ferientage verschaffen. (Bitte daran denken, die Ferien entsprechend zu legen!) Alle Vorarbeiten, alle Reden und Darbietungen werden aber erst zu richtiger Auswirkung kommen, wenn eine große Schar Schweizerinnen den Kongreß als gemeinsames Werk der Besinnung erkennt, wenn freudig Jung und Alt aus allen Landesteilen, aus allen Interessenkreisen zusammen kommen, gewillt alles Trennende zu überbrücken, alles Gemeinsame zu stärken, bereit zu Verständnis und zur gegenseitigen Hilfe, bereit zum gemeinsamen Ausblick auf künftige Lebensgestaltung der Schweizerfrauen.

M. v. Meyenburg.

Eine Musikwoche in Ascona

szv. Ermutigt durch die Erfolge der Kammermusik-Konzerte, die seit einiger Zeit im Hotel „Casa Tamaro" eine auserwählte Schar von Musikfreunden versammeln, hat der Verkehrsverein „Pro Ascona" beschlossen, vom 25. April bis 2. Mai eine „Musikwoche" durchzuführen. Für diese Veranstaltung, die bestimmt ist eine Tradition zu werden, haben sich die Organisatoren an namhafte Dirigenten, Solisten und Orchester gewendet und somit sich eine künstlerische Besetzung ersten Ranges zugesichert. Es werden mitwirken: Wilhelm Backhaus, Paul Baumgartner, Sava Savoff, Margrit Flury, Hans und Lis Andreae, das Orchester der Radio Svizzera Italiana unter der Leitung von O. Nussio und Volkmar Andreae, sowie das Winterthurer Streichquartett. v.

Politisches und Anderes

Erinnerung an Präsident Roosevelt

E. B. Ein Jahr ist seit Roosevelts Todestag (12. April 1945) vergangen. Seine Arbeit wäre der Welt noch bitter nötig gewesen. Nun bleibt ihr nur, sein Andenken zu ehren und seinen Grundsätzen als wegweisendem Rat zu folgen. Am Jahrestag seines Todes ist Roosevelts Heim in Hydepark als nationales Denkmal der Verwaltung des Innenministeriums übergeben worden, und damit ging der herrliche Landsitz, den Generationen der Roosevelts bewohnt und ausgebaut haben, in den Besitz der Oeffentlichkeit über. Wir gedenken bei diesem Anlaß der Gattin Roosevelts, die an den Sitzungen der „Uno" erneut bewiesen hat, daß sie, diesmal als Anwalt der Flüchtlinge, eine Hüterin und Verfechterin der Menschenwürde ist, und wir zitieren einige Zeilen aus einer Rede, die Präsident Roosevelt kurz vor seinem Tode niederschrieb, doch nicht mehr halten konnte, die aber Weisung für uns Heutige enthält: „Wenn unsere Kultur weiterleben soll, müssen wir uns in die Wissenschaft der menschlichen Beziehungen vertiefen, und alle Völker müssen die Fähigkeit pflegen, in einer Welt zusammen zu leben und zusammen zu arbeiten. Die einzige Grenze, die unseren Zielen von morgen gesetzt ist, sind unsere Zweifel von heute."

Rund um das Stimmrecht

In Japan

Nach den Anweisungen der amerikanischen Besetzungsbehörden, unter deren Regime die Gewähr für ein Wählen ohne den Druck irgend einer Partei oder Kaste gegeben war, sind die ersten Parlamentswahlen in Japan durchgeführt worden. Ein erstes Mal haben auch die Frauen, und mit starker Stimmbeteiligung, gewählt. Die Liberalen erlangten mit 139 von total 466 Sitzen die ausgesprochene Mehrheit, an zweiter Stelle folgen mit 92 Sitzen die Sozialdemokraten, die Kommunisten sind mit 5 Sitzen an letzter Stelle. Einmal mehr sehen wir, daß die Beteiligung der Frauen nicht eine radikale Partei gestärkt hat! 38 Japanerinnen sind als Parlamentsmitglieder gewählt worden. Der verlorene Krieg hat nicht nur die althergebrachte Staatsform, er hat auch die Stellung der Frau im Staate gründlich geändert. Wie nach dem Schluß des ersten Weltkrieges die Türkin, so ist jetzt die Japanerin aus der völlig vom Manne abhängigen Stellung befreit und mit einem Schlage zur freien Staatsbürgerin geworden. Müssen wir Schweizerinnen nicht bald das Antlitz schamvoll hinter einem türkischen Schleier verbergen?... Allerdings, in der Türkei war es eine Revolution, in Japan das durch die Atombombe erzwungene Kriegsende, welche die große Neuerung brachten. Wir Schweizerfrauen ersehnen durch die Evolution, den friedlichen Weg der Entwicklung, das gleiche Ziel. Aber es wäre nun endlich an der Zeit, daß wenigstens die Männer- und Frauenwelt in einem Kanton den ersten Schritt zur Verwirklichung der Gleichstellung zustande bringen. Denn sonst muß unser Glaube an ein Erreichen des Zieles auf dem Weg friedlicher Entwicklung in die Brüche gehen.

Am Zürichsee

hat ein dörflicher Frauenverein in seinem Jahresbericht das schöne Gotthelfwort verwendet: „Wenn alles hilft, so kann es nicht fehlen, und wenn alles bläst, muß ein Funke zur Flamme werden." Mit erfreulicher Aufgeschlossenheit, die noch lange nicht allenthalben zu konstatieren ist, ließ er sich an seiner Jahresversammlung von zwei prominenten Vertreterinnen des Pro und Contra über das Frauenstimmrecht orientieren. Aber noch „blies nicht alles", denn in der Abstimmung nach den Referaten ergab sich, daß für das totale Stimm- und Wahlrecht 9 Stimmen, für ein teilweises Stimmrecht 40 Ja, und für die Ablehnung 84 Stimmen abgegeben wurden, während 12 leere Zettel von den Unentschlossenen oder gänzlich Uninteressierten kamen.

In Genf dagegen

hat sich das Konsistorium der protestantischen Landeskirche nach ausgedehnter Diskussion mit großer Mehrheit für das Frauenstimmrecht erklärt und in einer Resolution das Vertrauen ausgesprochen, „daß die Frauen dies Recht zum Wohle der Familie, der Kirche und des Vaterlandes einsetzen werden."

Die Kategorie „Hausfrau"

Daß bei der Lebensmittelrationierung in Berlin niemand große Rationen erhält, ist uns bekannt. Daß aber in Berlin von der alliierten Verwaltung die zwei folgenden Kategorien geschaffen wurden, dürfte manche Hausfrau interessieren: Schwerarbeiter erhalten — begreiflicherweise — am meisten, nämlich u. a. täglich 600 Gramm Brot, 100 Gramm Fleisch, 30 Gramm Fett;

Sie dachte sich den Tod als einen unheimlichen Gesellen, mit dem man kämpfen mußte. Sie wollte schon mit ihm fertig werden. Kroch nicht ihr eigener Mann, wenn er besoffen war, aus Angst vor ihr unter das Bett; hatte sie ihn nicht oft mit dem Besenstiel da herausgejagt und ihn windelweich geprügelt, bis er Besserung gelobte? So wollte sie es dem Tode auch machen. Ja, das wollte sie. Er sollte nur sehen, der Tod! Zögernd antwortete der Herr: „Deine Kinder sind ja in der Schule und Kaserne gut versorgt; aber dein Mann ...?" Awdotja wandte sich an die Schweizerin: „Mein Mann — Sie wissen ja — er trinkt dazwischen; wenn Sie ihn hin und wieder ermahnen wollten?" Albertine versprach es mit Tränen in den Augen. Diphteritis, mein Gott, Diphteritis! Damals gab's da oben im Norden noch keine Serumbehandlung, damals war diese Krankheit ein gefürchteter Würgengel, der Große und Kleine mit sich fortnahm. Die Hausfrau hatte leise in ihr Taschentuch hineingeweint. Jetzt stand sie auf und mit einem Blick auf ihren Mann: „Ich darf ja nicht pflegen. Aber wenn du so willst, dir wollen wir unser Kind schon anvertrauen, du treue Seele." Ehrfürchtig schlug sie das Zeichen des schützenden Kreuzes über Stirn und Brust ihrer Dienerin. Sie sagte das alte russische „'s Bogom, mit Gott" und dann mit erstickter Stimme: „Ich danke dir; verzeihe mir."

Uralter Sitte gemäß, die eigentlich nur noch vor dem Gang zum Abendmahle eingehalten wurde, führte Awdotja den Kleidersaum ihrer Herrin demutsvoll an die Lippen: „Prasti, verzeihe mir", sagte auch sie. Prasti, prastschai, dieselbe Stammsilbe in dem Wort: vergib und .. dem Abschiedsgruß: prastschai. Die anderen verstanden diese Geste. Ja Abschied — vielleicht für immer.

So zog sie in die Zimmer hinter der Glastür und kämpfte um das Leben des Kindes im Verein mit dem alten Fabrikarzt und dem Herrn, der des Nachts alle zwei Stunden kam, um Ollinkas entzündeten Hals zu pinseln. Welche Qual, das schwer fiebernde Kind zu wecken und es dahin zu bringen, sein Mündchen zu öffnen. Weinend, schmerz- und schlafbefangen lehnte es zitternd in ihren Armen, starrte mit fremden Augen auf den Vater, versuchte gehorsam das Mäulchen für den schrecklichen Pinsel offen zu halten, und im entscheidenden Augenblicke fielen ihm die Lippen zu, und das Köpfchen sank erschöpft nach vorn. Nacht für Nacht, alle zwei Stunden derselbe Kampf. Awdotja hatte sich ausgebeten, daß man ihr eine „Lampatka", ein russisches Madonnenbild mit dem davorstehenden Oellämpchen, in einer Zimmerecke aufhänge. Eigentlich wurde dieses Lichtchen nur von Samstag auf Sonntag entzündet; aber jetzt durchleuchtet sein milder Schein viele Nächte, in denen das Fieber raste und das Kind fast erstickte. Awdotja lag unter diesem zitternden Lichtlein auf den Knien, oft mit der Stirn auf dem Boden. Die hergebrachten Gebete waren ihr längst entglitten, zu groß war ihre Not. Der Ur-Instinkt der Frau, die Mutterliebe, sagte immer nur das eine: „Du heilige Mutter, du hast selbst dein Kind auf dem Arme. Es ist für uns gestorben. Durch den auferstandenen Christus laß unser Kind genesen." Denn es war mittlerweile Ostern geworden. Alle Glocken läuteten durchs Land und verkündeten „Christ ist erstanden".

Wenn der Vater nachts das Zimmer betrat, fand er oft Awdotja unter dem Lämpchen tief in Andacht versunken, oder sie lag, in ihr großes buntes Umschlagtuch gewickelt, auf einer Strohmatte, dicht vor dem Kinderbette. „Geh doch und leg dich auf dein Bett drüben an der Wand", mahnte er.

„Unser Kind ist so unruhig, ich muß ihm ganz nahe sein", sagte sie. Aber in sich selbst dachte sie: „so kann ich ihm von meiner Lebenskraft geben." Und noch tiefer in ihrem kindlichen Herzen war der Gedanke: wenn der Tod kommt und an unser Kleinchen will, dann muß er erst über mich, dann will ich aufstehen und mit ihm kämpfen, wie eine Bärenmutter um ihr Junges kämpft. Er soll sehen, der Tod!

Aber er kam nicht. Wohl fühlte sie sein dunkles Heranschleichen und wie er das Kind zu würgen suchte. Aber es gelang ihm nicht. Ihre große, in Selbstlosigkeit und Gebet geheiligte Mutterliebe war wie ein schützendes Leuchten und eine heilende Kraft. Und nach Wochen, die wie Jahre waren, konnte sie dem Vater sagen: „Da habt Ihr Euer Kind. Die Gefahr ist vorüber. Ich sagte Euch, ich würde es gesund pflegen. Jetzt kann ich schlafen." Sprach's, ging zum Bett an der andern Wand, warf sich drauf und schlief drei Tage und drei Nächte, ohne sich zu rühren.

Während Awdotja Ollinka pflegte, betreute Albertine Awdotjas Mann, hatte manches Gespräch mit ihm und den Kameraden, gewann Einblick in allerlei Schwierigkeiten. Verglichen mit dem, was mehr östlich im großen Rußland geschah und nicht geschah, war hier sicher ein Musterbetrieb, und doch wurde ihr wieder eindrücklich klar: wie gut hat man es bei uns daheim in der Schweiz! Das Problem des Trinkerelends hatte sie gepackt und ließ sie nicht los. Eines Tages erzählte sie Madame, was man „bei uns daheim in der Schweiz" im Kampfe gegen Alkoholmißbrauch tat. Viel wurde mit Madame und später Monsieur parliert und diskutiert. Skeptizismus, tausend Wenn und Aber wurden vorsichtig, aber ausdauernd überwunden. Das ganze Jahr nach Ollinkas Erkrankung und Genesung ging dieses Geplänkel.

Da entdeckte Madame einen abstinenten Jungpriester, der kürzlich in die nahe Stadt zugezogen ist und der sich für die Sache begeisterte. Die Direktion gibt klein bei. Plötzlich ist ein freundlicher Raum da, Spiele, Bilder, Bücher, Musikinstrumente. Man verspricht Tee-, Erzähl-, Vortragsabende einzurichten. Einige Meister in der Fabrik, ältere Arbeiter, Frauen, Direktors, Hauslehrer sind gewonnen. Monsieur übernimmt das Patronat. Die Fastenzeit ist bald vorbei, und Ostern steht vor der Tür. Nach dem Fest wird der erste Abstinenz-Werbeabend steigen. Die Schweizerin hat gewonnen und ist glücklich.

„Erst nach Ostern", schmunzelt Monsieur, noch immer skeptisch, „nach dem langen Fasten wollen sie sich erst toll und voll essen und trinken." Er weiß nicht, daß er der Schweizerin mit ihrem „bei uns daheim in der Schweiz" einen Impuls verdankt, der später für seine Arbeiter ein Segen werden wird.

Dann ist Palmsonntag. Die Kinder haben zu kleinen Ruten zusammengebundene Weidenkätzchen in der Hand und versetzen sich gegenseitig und mit Begeisterung ein paar Schläge und singen den uralten Russenspruch:

am wenigsten erhält die Kategorie „sonstige Bevölkerung", in welcher enthalten sind: Hausfrauen, Gebrechliche und alle anderen, die keine bei den Behörden gemeldete Arbeit verrichten; sie erhalten im Tag 300 Gramm Brot, 20 Gramm Fleisch, 7 Gramm Fett. Ein aus Berlin zurückgekehrter Berichterstatter der „N. Z. Z." sagt dazu: „womit sie sich unmöglich bei Kräften erhalten können, da es wenig Kartoffeln, kein grünes Gemüse und keine Milch gibt". Soll mit solcher Einteilung die Mißachtung der hausfraulichen Arbeit ausgesprochen sein, oder will man einen Druck ausüben, diese Frauen der außerhäuslichen Erwerbsarbeit zuzuführen? Vor kurzem zeigte ein Bild, wie schwächliche Frauen, mit der Schaufel die Schuttberge zerstörter Wiener Straßen abzutragen bemüht sind (eine Arbeit, die nur von Kranen und Traktoren bewältigt werden könnte, die offenbar fehlen). Ist dies der Preis, um größere Rationen zu bekommen? — Arme Welt!

Eine neue Jugendheimstätte im Tessin

EPD. Das Lob der reformierten Jugendheimstätten in Gwatt und Wildhaus singen, hieße Wasser in den Rhein tragen. Die große Zwinglikollekte von 1931 war wirklich in diesen beiden Heimen aufs Beste angelegt und hat mehr als nur Zinsen getragen. Bei der Zunahme der Lagerarbeit ist in den letzten Jahren, besonders in den Stoßzeiten, ein fühlbarer Mangel an geeigneten Heimen aufgetreten. Dazu wird in den nächsten Jahren immer mehr die Notwendigkeit treten, kriegsgeschädigte Kinder und Jugendliche aus dem Ausland zu einem Erholungsaufenthalt in die Schweiz aufzunehmen. Schon jetzt ist es sehr schwierig, dafür die nötigen Heime zu finden, trotzdem ja nur wenige Hundert evangelischer Jugendlicher angekommen sind. Die Junge Kirche hat daher die Initiative ergriffen und einen „Verein für evangelische Jugendheimstätten" gegründet, dem es nach längeren Verhandlungen gelang, an einem der schönsten Punkte des Kantons Tessin eine prachtvoll gelegene und zweckmäßig installierte neue Jugendheimstätte zu erwerben: in Magliaso, am Agnogipfel des Luganersees. Mit dem Ponte Tresa-Bähnchen ist man in 20 Minuten von Lugano in Magliaso. Die Heimstätte liegt einige Minuten abseits vom Dorf, in alten, schattigen Bäumen versteckt. In früheren Jahren diente sie der katholischen Jugend, in den letzten Jahren war sie Flüchtlingslager. Nach dem Abbruch einiger Militärbaracken und nach einigen Renovationsarbeiten wird sie im Frühling 1946 ihre Tore für Lager und Kurse, aber auch für Einzelgäste öffnen, die sich sicher die Gelegenheit, billige Tessinerferien zu machen, nicht entgehen lassen werden. Da genügend (übrigens auch landwirtschaftlich sehr gutes) Land vorhanden ist, ist die neue Heimstätte sehr ausbaufähig. Der Verein für evangelische Jugendheimstätten eröffnet nun zum neuen Jahr eine Werbeaktion nicht nur unter der evangelischen Jugend, sondern auch unter der evangelischen Oeffentlichkeit der deutschen Schweiz. Es können einmalige Gaben oder jährliche Beiträge gezeichnet, auch Anteilscheine im Betrage von Fr. 10.—, 50.—, 100.—, 500.—, 1000.— (zinslos!) übernommen werden. Diese Aktion wird unterstützt von Kirchenrat Ed. Buff, Herisau, Prof. Dr. O. Farner, Zürich, Pfr. Walter Lüthi, Basel, Pfr. Sam. Oettli, Bern, Kirchenrat H. Tanner, Zofingen. Präsident des Vereins für evangelische Jugendheimstätten ist Pfr. Hans Suter, Safenwil (Aargau), und Heimleiterin Frl. Alice Schürch, Magliaso.

Der Totschläger

Ihr müßt nicht erschrecken: ich habe nicht im Sinn, eine blutrünstige Schaudergeschichte zu erzählen. Der Totschläger, den ich meine, sieht gar nicht schreckhaft drein, sondern recht ehrbar, recht tugendsam. Er kann in einer vortrefflichen Hausfrau und Mutter, in einem geschäftstüchtigen Mann und Vater stecken. Und keine Waffe in seiner Hand verrät irgendwelche mörderischen Absichten.

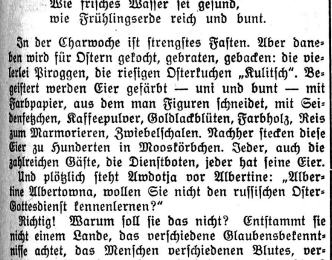
Sonst könnte man ihm ja klugerweise aus dem Wege gehen. Aber er überfällt immer heimtückischerweise; sein Schlag saust immer wieder auf einen Wehrlosen, einen Ahnungslosen. Denn gibt es etwas Wehrloseres, etwas Ahnungsloseres als den fröhlichen Menschen? Der Mensch in seiner Freude ist wie ein Kind, und wie ein Kind kann er drum leicht verletzt, leicht erschlagen werden.

Doch nein, ich drücke mich falsch aus: er selbst wird nicht erschlagen, er lebt weiter und fühlt das bittere Herzeleid darüber, daß ihm der andere seine Freude getötet hat.

Von all den vielen Häßlichkeiten unseres Lebens scheint mir dies zum Schlimmsten zu gehören: daß ein Mensch es fertig bringt, mit kaltem, höhnendem Wort die Freude des andern zu erschlagen. Daß er es ohne Scham, ohne Verzweiflungsschrei mitansieht, wie eben noch strahlende Augen erlöschen in Trauer und Enttäuschung — durch sein Wort, durch das Lautwerden seiner bösen Gedanken.

Laßt uns Freude anfachen, wo immer wir können. Laßt uns sie hüten, wo immer wir ihr Licht brennen sehen. Und wenn es uns geschehen ist, daß wir aus Unbedachtsamkeit, aus Unlust und schlechter Laune, aus Lieblosigkeit und Neid heraus eine Freude töten — dann laßt uns keine Stunde zögern, um durch ein lebendiges Wort wieder gutzumachen. Keine Abbitte zwar wird unsere Häßlichkeit ungeschehen machen können, aber sie vermag doch den Schmerz zu lindern, sie vermag vielleicht ein neues Freudenlicht anzuzünden. Vielleicht —?

Ida Frohnmeyer



Bund Schweizerischer Frauenvereine

Lausanne und La Tour de Peilz, April 1946.

Geehrte Frauen, liebe Verbündete!

Unsere Umfrage betreffend die Altersversicherung hatte leider nicht den gewünschten Erfolg, indem nur 35 von unseren sämtlichen 250 Bundesvereinen antworteten. Immerhin haben wir den Eindruck, daß diese kleine Zahl sich ernsthaft mit der Frage beschäftigte und es für sie eine gute staatsbürgerliche Schulung war. Während einheitlich die vermehrte Besteuerung von Tabak und gebrannten Wassern für die Finanzierung gewünscht wurde, bestehen über die Frage, ob für die ledige Frau die Auszahlung der Rente schon mit 62 bzw. 60 Jahren verlangt werden soll, zweierlei Meinungen. Da aber doch 22 gegenüber 11 Stimmen für die Herabsetzung waren, haben wir eine diesbezügliche, vom Schweizerischen Frauensekretariat vorbereitete Eingabe mitunterzeichnet. — Eindeutiger ist die Stellungnahme hinsichtlich der Art der Rente, indem 23 gegenüber 9 Stimmen die reine Altersrente wünschen. Mit Rücksicht auf dieses Ergebnis und ferner darauf, daß die Einsparungen höchstens 10 Prozent, nicht wie zuerst angegeben 40 Prozent betragen können, haben wir in einer Eingabe vom 21. Februar dem Bundesamt für Sozialversicherung mitgeteilt, daß auch wir uns auf den Boden der reinen Altersversicherung stellen. — Ferner haben wir in dieser Eingabe erneut darauf hingewiesen, daß die Stellung der geschiedenen Frau im Gesetze selber geregelt werden muß, und zwar so, daß sie grundsätzlich nicht schlechter als der geschiedene Mann gestellt werden soll.

Wir freuen uns, Ihnen den Eintritt eines neuen Vereins in unseren Bund zu melden: es ist der 225 Mitglieder starke evangelische Frauenverein St. Gallen West.

Wir danken Ihnen für die nach und nach einlaufenden Antworten auf unseren Appell zugunsten der Gründung General Guisan. Um Ihnen bestimmte Angaben über die Gründung des Soldatendorfes zu machen, warten wir noch, bis der Vorstand der Schweiz. Aerztegesellschaft die Frage besprochen hat. Die Sammlung geht weiter und wir empfehlen sie Ihnen aufs wärmste. Postcheck Bund Schweiz. Frauenvereine, Gründung Guisan VII c 2288, Steckborn.

Die verschiedenen Kommissionen, welche den 3. Kongreß für Fraueninteressen vorbereiten, sind sehr tätig und die Richtlinien für ein Programm stehen fest. Man erwartet, daß die Verbände sich noch weiter dazu äußern möchten; die unserem Bund angeschlossenen Vereine mögen ihre Wünsche an Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstraße 28, Winterthur, die uns im Programmkomitee vertritt, richten.

Merken Sie sich das Datum: 20.—24. September, dies um so mehr, als unsere Generalversammlung, die sich dieses Jahr auf eine Geschäftssitzung beschränken wird, am 19. September, also am Vorabend des Kongresses in Zürich, stattfinden soll. Unsere Delegierten werden somit schon am Ort sein, um an der großen Frauentagung teilnehmen zu können, die, wie wir bestimmt hoffen, großen Erfolg haben wird.

In allen Ländern der Welt bemüht man sich um den Frieden und setzt seine Hoffnung in die Organisation der Vereinigten Nationen („Uno"). Wie alle Völker ersehnt das Schweizervolk einen dauernden Frieden. Die diesbezüglichen Probleme haben unsere Kommission für Wiederaufbau und Völkerverständigung sehr beschäftigt und wir legen Ihnen heute den von ihr ausgearbeiteten Fragebogen bei, von dem in Genf schon die Rede war. Die Präsidentinnen unserer Vereine werden ersucht, die Fragen in Diskussion zu setzen und uns die Antworten zu übermitteln, damit wir Herrn Bundesrat Petitpierre, wie er uns darum gebeten hat, die Wünsche der Frauen mitteilen können. Wir müssen unseren Behörden unser Interesse beweisen, indem wir uns an ihrer Arbeit beteiligen. Nach der hervorragenden Rede im Parlament von Bundesrat Petitpierre, welche wir alle mit Interesse vernommen haben, können wir uns leichter eine eigene Meinung betreffend den Eintritt der Schweiz in die „Uno" bilden. Wir arbeiten für unser Land, wenn wir uns um seine Zukunft kümmern; deshalb bitten wir Sie, die Ihnen vorgelegten Fragen ernsthaft zu prüfen und den Fragebogen bis zum angegebenen Datum zurücksenden.

Wir unterschrieben in letzter Zeit verschiedene Eingaben, durch welche unsere Behörden gebeten wurden, das Schweizervolk einzuladen, auf einen Teil seiner rationierten Nahrungsmittel zugunsten der hungernden Völker zu verzichten. Die Antwort von Bundesrat Petitpierre auf eine diesbezügliche Anfrage von Nationalrat Dietschi beweist, daß auch im Bundesrat die Ansicht besteht, unser Volk dürfe sich nicht einem kollektiven Opfer entziehen. Jede Schweizerfrau wird bereit sein, daran teilzunehmen. Liebe Verbündete, wir wollen, den Traditionen unseres Bundes getreu, dieses Opfer auf uns nehmen, ehe man es von uns verlangt.

Empfangen Sie unsere besten Grüße

die Präsidentin: A. Jeannet,

die Sekretärin: M. Cuenod.

Kleine Rundschau

Wieviel rauchen die Schweizer?

Die Schweiz zählt 3,3 Millionen Einwohner von 15 und mehr Jahren; diese rauchen im Jahr rund 3,3 Milliarden Zigaretten. Aus Angaben des Tabakverbandes ergibt sich, daß der Konsum an Zigaretten aus Importtabak rund 2 Milliarden, derjenige aus Inlandtabak 1,33 Milliarden beträgt. Dazu kommen rund 400 Millionen Stumpen und Zigarren, sowie über 30 Millionen Päckli Pfeifentabak.

Die Gesamtausgaben des Schweizervolkes für den Tabak dürften um die 270 Millionen Franken herum betragen. Sie erreichen also nicht ganz die Hälfte der auf 550—600 Millionen Franken geschätzten Alkoholaufwendungen unseres Volkes. S. A. S.

* Während Millionen verhungern, importiert die Schweiz Braumalz!

Die Gefahr besteht, schrieb die „Weltwoche" von Mitte März, daß die Rationen für Millionen Menschen von 1000 auf 700 oder gar 400 Kalorien pro Tag herabgesetzt werden müssen. „Man kann sich vorstellen, was das bedeutet, wenn man hört, daß selbst die Belsen-Skelette, die man im Film gesehen hat, 800 Kalorien im Tag erhalten." Und während dessen verwandeln die schweizerischen Brauer immer größere Mengen des importierten Nahrungsmittels Malz in Bier!

Der Malzimport nahm im letztverflossenen Halbjahr wie folgt zu:

September	1945	423 076 Kilo
Oktober	1945	424 328 Kilo
November	1945	799 388 Kilo
Dezember	1945	692 652 Kilo
Januar	1946	1 152 662 Kilo
Februar	1946	2 269 022 Kilo

Die Statistik unterscheidet nicht zwischen Malz für Brau- und solchem für andere Zwecke. Doch handelt es sich zweifelsohne auch heute zum allergrößten Teil um Braumalz.

Veranstaltungen

Referentenkurs

veranstaltet vom

Schweiz. Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht

Samstag und Sonntag, den 25. und 26. Mai 1946 im Volksbildungsheim auf dem Herzberg bei Asp.

Thema des Kurses:

„Das Wort im Dienste einer gerechten Sache"

Programm

Samstag, 25. Mai:

16.00: Begrüßung.
Erläuterungen über Organisation und Zweck des Kurses durch die Vizepräsidentin des schweizerischen Aktionskomitees, Frau Dr. Thalmann.

17.00: Bericht über die gegenwärtige Lage des Frauenstimmrechtes in Bund und Kantonen.
Argumente und Gegenargumente (Frl. Fürsprr. M. Boehlen, Bern).
Vom Vortragen und Diskutieren (Frl. Dr. A. L. Grütter, Bern).

20.00: Uebungen in kleinen Gruppen, Kurzreferate und Diskussion. Leitung: Frl. Dr. Grütter, Frl. Fürsprech Boehlen, Frau Dr. Thalmann).

Sonntag, 26. Mai:

9.00: Sonntägliche Ansprache (Frl. Dr. Lüscher, Bern).

10.00: Kurzbericht: Erreichtes und Erstrebtes in unserer Sozialpolitik (Frau Dr. Thalmann).
Fortsetzung unserer Uebungen.

14.00: Abschluß und Zusammenfassung.

Kosten für Verpflegung und Unterkunft: Fr. 6.—. Ein Kursgeld wird nicht erhoben. Mitbringen: Hausschuhe, Schlafsack (wenn möglich).

Der Herzberg ist zu erreichen: von Aarau zu Fuß (über Kettenbrücke-Küttigen) in anderthalb Stunden. Mit dem Postauto Aarau ab: 13.06, 17.22; Sonntags 8.20 (Fahrzeit 30 Minuten). Möglichkeiten zum Besuch des Gottesdienstes am Sonntag: Katholiken in Aarau 6.00 und 7.15 Uhr; Protestanten in Densbüren 9.30 Uhr.

Anmeldungen für den Referentenkurs von 25./26. Mai 1946 sind bis spätestens 15. Mai zu richten an Frau Dr. Thalmann-Antenen, Ensingerstr. 3, Bern.

Volkshochschule Zürich

Sommer-Semester 1946

2. und 9. Mai spricht über: „Die Psyche der Frau" Dr. Emilie Boßhart, Winterthur.

16. und 23. Mai spricht über: „Was die Hausfrau und Mutter für das öffentliche Leben leistet" Emilie Widmer-Beyer Zürich.

6. und 13. Juli spricht über: „Die Tätigkeit der Frau im sozialen Bereich" Dr. Emma Steiger, Zürich.

20. und 27. Juni spricht über: „Der Beitrag der Frau in der Volkswirtschaft" Dr. Hulda Autenrieth-Gander.

4. und 11. Juli spricht über: „Die Frau und die Politik" Margrit Willstratt-Düby.

Jeder Kursstunde wird eine Aussprachestunde angeschlossen!

Zürich: Frauenstimmrechtsverein Zürich (Union für Frauenbestrebungen). Mitgliederversammlung, Mittwoch den 24. April 1946, 20 Uhr, Klubzimmer des Kongreßhauses Zürich, 1. Stock. Eingang Alpenquai. Geschäfte: 1. Protokoll vom 20. März 1946. 2. Mitteilungen. 3. Ist das Frauenstimmrecht mit der eigentlichen Bestimmung der Frau vereinbar? Vortrag von Dr. med. Th. Bovet. 4. Allfälliges. Gäste sind willkommen. Auf zahlreichen Besuch hofft der Vorstand.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Donnerstag, den 25. April 1946, 20 Uhr, im großen Saal des „Daheims": Generalversammlung. Programm: 1. Teil. Traktanden: 1. Protokoll der letzten Generalversammlung. 2. Jahres- und Kassenbericht des Vereins. 3. Jahres- und Kassenbe-

---

Palmkätzchen schlagen dich zu Tränen.
Ich bin's nicht, das mußt du nicht wähnen.
Die Frühlingsweide selbst dich schlägt
und Frühlingskräfte zu dir trägt:

Wie frisches Wasser sei gesund,
wie Frühlingserde reich und bunt.

In der Charwoche ist strengstes Fasten. Aber daneben wird für Ostern gekocht, gebraten, gebacken: die vielerlei Piroggen, die riesigen Osterkuchen „Kulitsch". Begeistert werden Eier gefärbt — uni und bunt — mit Farbpapier, aus dem man Figuren schneidet, mit Seidenfetzchen, Kaffeepulver, Goldlackblüten, Farbholz, Reis zum Marmorieren, Zwiebelschalen. Nachher stecken diese Eier zu Hunderten in Moosförbchen. Jeder, auch die zahlreichen Gäste, die Dienstboten, jeder hat seine Eier.

Und plötzlich steht Awdotja vor Albertine: „Albertine Albertowna, wollen Sie nicht den russischen Oster-Gottesdienst kennenlernen?"

Richtig! Warum soll sie das nicht? Entstammt sie nicht einem Lande, das verschiedene Glaubensbekenntnisse achtet, das Menschen verschiedenen Blutes, verschiedener Sprachen gesammelt hat unter eine Idee? Sie alle: Genossen eines Eides, der sie bindet und verpflichtet, Kinder einer Heimaterde, als Bürger gleich vor dem einen Gesetz. Und wieder einmal durchströmt es Albertine: Wie gut ist es bei uns daheim in der Schweiz!

Auch sie macht mit den andern am Gründonnerstag den Abendgang durch den Park. In der Kirche gibt es kein Gestühl. Die Leute stehen, knien, bekreuzigen sich, murmeln Gebete. Jeder hält eine lange Kerze in der Hand. Es duftet nach Weihrauch und allmählich wird der ganze Raum hell und heller. Die vorn Stehenden haben ihre Kerzen an geweihtem Lichte entzündet, halten sie behutsam dem Nachbarn hin, damit er die seine entflamme und dieser wieder dem Nachbarn. So geht es weiter und weiter. Wird zum wogenden Lichtmeer von goldenem Glanze. Später wandern all diese Kerzen durch die Nacht, vorsichtig mit der Hand vor Zugluft beschützt, daß sie nicht verlöschen, denn daheim will das kleine Oellämpchen vor dem Muttergottesbilde an ihnen entzündet werden, auf daß heiliges Licht über die Feiertage im Hause brenne.

In der Karfreitagsnacht, gegen zwei Uhr, durchbraust feierlichster Gesang die Kirche, als sollten ihre Mauern gesprengt werden. Männerstimmen, die in ihrer dunklen Tiefe wie Urlaute sind, darüber der schwebende Tenor und die lichten Knabenstimmen sagen und klagen Schmerz und Trauer dieser dunkelsten der Nächte. In ernster Prozession tragen Priester ein gestricktes Christusbild durch die niederknieende Gemeinde und legen es auf eine Art Katafalk nieder. Ein alter, weißbärtiger Priester tritt daneben und spricht erschütternd ernst und schlicht über die Tat von Golgatha.

Stiller Samstag, morgen ist Ostern. Ernst gehen die Dienstleute abends durchs Haus, küssen mit demütiger Gebärde Hand oder Kleidersaum, sagen: „Prasti" — verzeih. Ohne Schuld und Fehle wollen sie Ostern feiern.

Gegen elf Uhr nachts jubelt die ganze Kirche. Tannen- und Wacholderreis bedeckt die Steinfliesen. Es duftet so stark, als sei der ganze Wald hereingeströmt. Die Burschen tragen ihren schönsten Wichs; Mädchen ihre hellsten Kleider, buntesten Halsketten, schönsten Seidenbänder. Frohlockend klettern die Gesänge in die Höhe, tirilieren wie Lerchen in blauer Frühlingsluft. Aber noch ist gedämpftes Licht. Noch steht der Katafalk da. Mitternacht wird er hinausgetragen. Wieder machen die Priester ihren Rundgang durch den Raum. Weihrauch steigt empor. Ein dreiarmiger, rosenumwundener Leuchter mit strahlenden Kerzen wird vorangetragen. Wie ein Freund dem Freunde gute Botschaft bringt, verkünden die Priester mit gedämpfter, froher Stimme den Umstehenden: „Christ ist erstanden!", und verhalten, wie seliges Wunder, klingt die Antwort: „Wahrhaftig auferstanden!" Kerzen flammen auf. Strahlendes Leuchten ergießt sich allmählich bis in den äußersten Winkel. Bis in den äußersten Winkel ein wogendes Raunen: „Christ ist erstanden." Lauter wird es, und dann braust wie frohes Frühlingswehen der Gesang auf: „Christ ist erstanden! Ist wahrhaftig erstanden!"

Weil sie einander um Verzeihung gebeten, weil sie alle teilhaben am Siege des Lebens über den Tod, empfinden sie sich als Brüder, geben sich nachher den österlichen Bruderkuß. Dann drängen sie hinter den Priestern her, die den Segen hinaustragen zu dem, was auf Brettern, Tischen, Bänken, draußen ausgebreitet ist und auch teilhaben will. Gaben der Natur und des Haushaltes: Eier, Osterkuchen, Papierblumen und anderes.

Später geht ein fröhlicher Zug durch den nächtlichen Park zurück. Alle glücklich. Jeder trägt gesegnete Gaben heim. Albertine unter ihnen versucht, das Erlebte zu deuten, aus der russischen Seele heraus zu verstehen. Auf einmal wird sie sehr froh. Wie hat dieses letzte Jahr sie vertieft und geweitet! Sorge um Ollinka, Interesse an den Arbeitern, das begonnene Werk gegen Trunksucht, jetzt diese Feiern, wie viel hat das in ihr gelöst und geweckt! Sicherer in sich selbst und ihrer Schweizerart, ist sie zugleich aufgeschlossener für die andern, und sie empfindet das als inneren Reichtum.

„Sind nicht alle Brüder?" denkt sie plötzlich. Wohnen nicht jenseits aller Grenzpfähle Menschen? Schreiten sie nicht über dieselbe Erde, die sie trägt, nährt und tränkt? Wölbt sich nicht über ihnen dieselbe Unermeßlichkeit des Sternenhimmels und wartet nicht in ihnen dasselbe moralische Gesetz, daß sie zu ihm erwachen? In uns allen ruft Sehnsucht nach Erlösung, Friede und Leben. Ja, Brüder sind wir, Genossen des gleichen Menschenschicksals.

Kaum bricht der Ostersonntag an, läuten alle Glocken durchs Land, läuten und läuten. Denn jeder darf in den Feiertagen den Glockenturm betreten und an den Strängen ziehen. So ist die ganze Luft voll des Jubels: „Christ ist erstanden".

Die Menschen wissen nicht, was sie tun. Neugierde treibt sie, Uebermut, vielleicht auch Andacht. Aber die Glocken, die wissen, was ihr eherner Mund sagt. Ueber allem Wissen und Nichtwissen, Verstehen und Nichtverstehen, Lieben und Nichtlieben der Menschen, über dies alles hinüber schwingen und singen die Glocken:

Trotz Winterdräun und Winternacht
ist der Frühling wieder aufgewacht.
Trotz Leiden, Angst, Haß, Krieg und Not
ist Leben stärker als der Tod,
ist Leben stärker als der Tod.

richt des Aktionskomitees. 4. Wahlen: a) Vorstand und Vizepräsidentin; b) Revisoren und Delegierte für die Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht in Schaffhausen. 5. Verschiedenes. 2. Teil: Gemütliches Zusammensein mit Tee und Kuchen. Fröhliche Musik wird zwei kleine Theaterszenen umrahmen, und ein Glücksack wird die Runde machen. Da die zwei Jahre Amtsdauer abgelaufen sind, muß der Vorstand wiedergewählt werden. Zwei Vorstandsmitglieder haben den Rücktritt erklärt: Frau Keßler-Merz und Frau Osterwalder, wie schon bekanntgegeben. Der Vorstand hat Ihnen nun drei Vorschläge zu unterbreiten: Als neue Vorstandsmitglieder: 1. Frau E. Flück, Dufourstraße 45, Bern, und 2. Frl. M. Mathys, Ralligweg 3, Bern. Als Vizepräsidentin: 3. Frl. Dr. A. Lüscher, Beaumontweg 2, Bern. Die diesjährige Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht findet statt am 11. und 12. Mai 1946 in Schaffhausen. Alle unsere Mitglieder sind herzlich eingeladen, daran teilzunehmen, und wer sich dafür interessiert, verlange das Programm bei Frl. B. Schaub, Viktoriastraße 84. Das Sekretariat unseres Aktionskomitees ist umgezogen und befindet sich nun im Advokaturbüro P. Schletti, Spitalgasse 40, Tel. 2 21 88. An diesem Sekretariat ist nun auch das Schweizerische Aktionskomitee zur Hälfte beteiligt, was für das Berner Aktionskomitee eine finanzielle Erleichterung bedeutet, die sehr begrüßt wurde.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die „Frauenstunde", die Mittwoch, den 24. April um 17.45 Uhr, geboten wird, steht unter dem Motto „Wir möchten so gerne schön sein!". Hanna Willi macht ein paar Bemerkungen, die nicht unbedingt mit Mode zu tun haben. Donnerstag, den 25. April, um 13.30 Uhr, werden in der Sendung „Notiers und probiers" folgende Kapitel behandelt: „Kann man Wollsachen flicken auf einer gewöhnlichen Nähmaschine? — Flecken in Inlaid — Das neue Rezept". Freitag, den 26. April, um 17.45 Uhr, ist die „Frauenstunde" dem Thema „Frauenleben in Australien" gewidmet. Dr. Irma Schnierer aus Melbourne spricht über „Wie lebt die australische Frau?" und Elisabeth Thommen orientiert über die fortschrittliche australische Monatsschrift für Frauen, „Australia Women's Digest". Dazu singt Sylvia Gähwiller „Maorilieder" von H. G. Früh. Samstag, den 27. April, um 19.15 Uhr, erfreut die Pianistin Martha Hamm-Stöcklin mit „Miniaturen".

Redaktion

Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Aparte neue
Berufs-Schürzen
aus unserem Atelier
MÜLLER
THEATERSTR. 8 ZÜRICH
Sommerau

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMMES

Brautschmuck
Schleier und Kränze
Vasen Blumen
J. FRIED GUBSER
ZÜRICH 1
PETERSTRASSE 20 TELEFON 23 60 70

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Mercerie Fanny Meyer
Poststraße 8 Zürich 1
empfiehlt
Strümpfe, Damen- und Herren-Wäsche
Blusen nach Maß

Chemische Waschanstalt & Kleider-Färberei
Pedolin CHUR Telephon 181

Ich habe durch Empfehlung
einer Freundin die Bébé-Aussteuer dort gekauft und bin gut gefahren.
(So lautet eines von vielen Urteilen, die anlässlich einer Konsumentenbefragung über unsere Firma geäussert wurden.)
Braut-Aussteuern
Albrecht Schläpfer
ZÜRICH AM LINTHESCHERPLATZ
Verlangen Sie bitte Offerten und Muster.

Empfindlichen, müden, selbst leidenden Füßen ....
durch BALLY Vasano Wohlbefinden und Bequemlichkeit im reizvollen leichten, weichen Modeschuh Wir beraten Sie individuell über Paßformen und Fußhygiene Fußdurchleuchtung.
Spezial Schuhhaus
Weibel
Zürich 1
Storchengasse 6

Von Paris inspiriert elegant und habillé sind die Modelle für den Nachmittag. Imprimé-Kleid Fr. 105.—
GASSMANN
Pfistrasse 7, beim Paradeplatz, Zürich
Spezialhaus für Damen-, Mädchen- und Knabenbekleidung, Wäsche

Boutique Valaisanne
Kunstgewerbliche Artikel und elektrische Beleuchtungskörper in Holz, Schmiedeisen und Keramik
Storchengasse 15, Zürich, Tel. 27 97 50

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TEL. (051) 23 66 60

Spindel
Handwerk • Kunstgewerbe • Heimarbeit
St. Peterstr. 11 | Bahnhofstr. 31 Zürich 1 Tel. 23 30 89
2 Minuten vom Paradeplatz
Einfache Möbel
Sitzkörbe
Tessiner Tisch-, Tee- und Kaffeeservices
Für die Kinder:
Kitteli — Overalls — Schürzen
Gartenstühle

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Eine Schmerzensmutter

Am äußersten Rand des Städtchens, mit dem Blick auf frei leuchtende Felder, stand das kleine Haus. Eines unter vielen, ein Siedelungshäuschen, schmuck und blank und blitzsauber. Ein kleiner Garten rundherum, vor sich Aecker und Wiesen und Sonne von allen Seiten. Erinnerst du dich unserer Besuche im kleinen Haus? Schweren Herzens gingen wir hinein, schweren Herzens kamen wir heraus und es brauchte jedesmal lang, bis wir wieder frei atmen, bis wir uns wieder über etwas freuen konnten.

Die gesunde starke Frau hatte ihrem gesunden starken Mann vier Kinder geboren. Eines davon, der älteste Sohn, war wie die Eltern normal, gesund und stark. Die drei andern taub-stumm-geistesschwach.

Wir waren damals noch sehr jung, du und ich, und wir hatten nichts, gar nichts diesem Jammer gegenüber zu stellen, als unser grenzenloses Mitleid und die bedeutungslose Möglichkeit kleiner materieller Hilfen. Da saßen wir am Tisch zwischen den drei stumpfen, blöden Kindern, diesen fast menschunähnlichen Menschen. Uns gegenüber die Mutter, die ernste Frau mit den verhärmten Zügen. Der älteste Sohn, der gesunde, arbeitete in einer Lehre. Kam es je vor, daß er während unseres Hierseins zurückkehrte, so wirkte sein rauhes, wortkarges Wesen erst recht bedrückend. Dieser junge Mann konnte seines Lebens nie froh werden beim ständigen Anblick der Geschwister, die zu erhalten er durch seine Arbeit beitragen mußte. Während die ältere Tochter, taubstumm aber geistig normal, die Mutter bei ihrer Arbeit unterstützte, fristeten der jüngere Sohn und die zweite Tochter ein vollständig stumpfes Dasein, jedes in einer Ecke des Zimmers. Unvergeßlich der unnatürlich geformte Kopf, die fahlgraue Gesichtsfarbe, die immer sich wiederholenden mechanischen Bewegungen der Hände. Ein kleines Geschenk, eine Süßigkeit konnten bei der Tochter einen belebteren Ausdruck hervorzaubern, ein rauhes Lachen, linkische aber eifrige Bewegungen. Der Sohn reagierte auf nichts — er war auch von Zeit zu Zeit schlimmen Wutanfällen unterworfen.

Seltsam, in unserer Erinnerung verschwinden diese drei Unglücklichen zu schattenhaften Fantomen, während klar und unvergeßlich das Bild der Mutter noch vor uns steht, heute noch, nach vielen vielen Jahren. Gewöhnlich trug sie ein Tuch um den Kopf gebunden, unter dem Kinn geknüpft, und aus dieser Umrahmung blickte ein weißes, strenges, sehr regelmäßiges Gesicht in herber Schönheit. Das Leid hatte seinen Zügen eine gewisse Starrheit verliehen, harte Falten durchzogen Stirne und Wangen, aber es war eine Größe in dem weißen unbeweglichen Gesicht, die uns in unserer Kleinheit stark beeindruckte.

Wie zu erwarten, wollte die Fürsorge sich der Frau annehmen, ihr mit Rat und Tat beistehen. Die Tochter hätte Aufnahme gefunden in einer Heilanstalt, den Sohn hätte man internieren wollen. Aber unbeugsam und unnahbar stand die Mutter vor ihren unglücklichen Kindern. Niemandem gewährte sie Einlaß, eifersüchtig, in verbissener Scham hütete sie ihr Unglück vor fremden Blicken. Jede Hand wies sie zurück, jede Hilfe lehnte sie ab. Ihrem Stolz war die Größe nicht abzusprechen, aber er ließ sie den unrichtigen Weg gehen. Das gesunde Kind verkümmerte neben seinen kranken Geschwistern, sie konnte ihm nicht geben, was ihm zugekommen wäre, denn alle Kraft ging an jene Unglücklichen, die ihr nichts erwidern konnten, keine Liebe, keine Zärtlichkeit. Bei richtiger Behandlung hätte die ältere Tochter zu einem durchaus brauchbaren Menschen geformt werden können, dem das Leben auch noch Freuden, wenn auch bescheidene, geboten hätte. Und selbst die jüngere Schwester hätte bis zu einem gewissen Punkt erzogen, zu leichter Arbeit angeleitet werden können. Und vor allem, es wäre nie zu jenem Letzten, Furchtbarsten gekommen.

Erinnerst du dich jenes Besuches, es war einer unserer letzten im weißen Häuschen? Wir hatten es aus irgendwelchen Gründen lange nicht mehr aufgesucht. Sogleich fiel uns auf, daß das strenge weiße Gesicht der Frau einen noch erstarrteren, einen steinernen Ausdruck trug. „Wie geht es bei Ihnen?" frugen wir arglos. Und dann erfuhren wir es. Die jüngere Tochter war mißbraucht worden. Hier, in dieser Stube hatte sie vor kurzem ein Kind zur Welt gebracht, heimlich, nur unter dem Beistand der Mutter. Nur sie, nur die Mutter, hatte darum gewußt, sie hatte schweigend mit dem furchtbaren Wissen gerungen, hatte mit der Tochter deren schwere Stunde durchgemacht. Wer schwerer dabei gelitten hat? — Ein Blick in das Antlitz der Frau sprach es aus. Und nun saß das stumpfe Geschöpf stumpf am Bettchen des Kindes. Man vermied, einen Verdacht auszusprechen. Er lag nahe genug. In der Ecke der Stube saß der blödsinnige Bruder mit bösartigem Blick.

Vor diesem Schicksal verstummten die Worte, hier hatten junge unerfahrene Frauen nichts mehr zu suchen. Schweigend zogen wir uns zurück, erst nach langer Zeit das innere Gleichgewicht wieder findend. Ehe wir endgültig aus der kleinen Stadt fortzogen, suchten wir das Unglückshaus noch einmal auf. War es zu glauben? Die Großmutter, das Kind im Arm, trug ein kleines kleines Lächeln im Gesicht!

Vom weiteren Schicksal des kleinen Hauses haben wir nichts mehr erfahren. Aber noch taucht hin und wieder das leidvolle schöne Gesicht der Frau vor uns auf. Die Tragik jenes Geschehens wird bitterer bei der wachsenden Erkenntnis: es hätte dieses Letzte nicht geschehen müssen, es hätte sich vermeiden lassen. Stolz — Starrsinn, Größe, mangelnde Einsicht? Schuld? Schicksal? Vor dem leidvollen Gesicht jener Mutter verstummt jedes Urteil.

M. P.-U.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Zu Karl Spittelers hundertstem Geburtstag

am 24. April

El. St. Die Schweizer haben allen Grund, an diesem Tage dankbar eines ihrer Größten im Reiche der Poesie zu gedenken. Wie Gotthelf und Keller verkörpert Carl Spitteler in seinem Lebenswerk echtes Schweizertum, auch wenn bei ihm die handelnden Personen nicht wie bei jenen aus dem Bauern- und Bürgerstand herausgeholt sind, sondern aus olympischen Sphären hernieder steigen, um sich unter des Dichters Phantasie und Führung sehr menschlich und oft allzu menschlich zu benehmen. Spittelers größtes Werk, „Der olympische Frühling", darf ruhig als das größte Epos der neueren deutschen Literatur angesprochen werden. Die Dichtung ist eine an Einfällen, geistreichen Sprachwendungen, seelisch hochstehenden Vergleichen und Beobachtungen unerschöpflich reiche Satire, und wo man das Buch auch aufschlägt, findet man so viel Schönheit der Sprache, Reichtum der Bilder, daß man staunt und beglückt ist. Der zeichnerisch und musikalisch gleich hoch begabte Spitteler, der in langen inneren Kämpfen auf diese Künste verzichtet hat, um sich ganz und ungeteilt der Dichtkunst zu weihen zu einer Zeit, wo er noch keinen Vers gemacht hatte, wird nun in ihr zum Plastiker. Seine Gestaltung ist so lebendig, so lebensvoll, so seelendurchwärmt, daß jede Figur, jede Szene plastisch vor unser Auge tritt. Im „Olympischen Frühling" wie in der problematischeren, aber ergreifend schönen Dichtung des „Prometheus der Dulder" erleben wir den Zusammenprall des hochgemuten, adeligen, seelenvollen Menschen mit den Kleingesinnten, den Krämerseelen, den „Plattfußvölkern" wie Spitteler diese Kategorie von Menschen so treffend benennt, die nie sich vom Staub der Erde lösen können, um den Flug der Seele in unbekannte, vielleicht ruhe, immer einsame, aber von Höhenluft und Himmelslicht durchsonnte Höhen zu wagen. Im Prometheus erkennen wir des Dichters eigene, schwere Wege, sein Ringen um den Adel seiner Seele. Wie Prometheus, der unter Qualen und Verzicht der inneren Weisung folgt, die ihm den Weg weist zu Schönheit und Seelenadel, so geht auch er immer einsam und oft unverstanden seinen Weg. So ist sein Werk von tiefem Ernst getragen, was ihn nicht hindert spottenden Witz und beißende Satire über menschliche Schwächen, über Heuchelei und Kriecherei vor allem auszugießen.

Seine kleineren Schöpfungen bedeuten Versuche im einen und andern Gebiet der Erzählung und der Novelle — aber groß und unsterblich ist Spitteler im „Prometheus", trotz seiner Mängel, und dann vor allem im „Olympischen Frühling" geworden. Gibt es etwas Köstlicheres, als sich gegenseitig an einem stillen Abend aus dem „Olympischen" vorzulesen — wobei man sich all der Finessen und Pointen, wo man sich aber vor allem auch der vielen landschaftlichen Schönheiten so recht bewußt wird und sie mit Wonne genießt. Man muß nur nicht glauben, man müsse mit olympischen Kenntnissen und mythologischem Schulwissen an den „Olympischen" herantreten, je unbefangener man ihn in Angriff nimmt, um so mehr genießt man ihn, macht doch Spitteler aus seinen Göttern absolut auch Figuren nach seinem Willen.

Zu den Frauen hat Spitteler in seiner ganzen Dichtung eine schöne und edle Einstellung. Moira, die ernste Schicksalsgöttin, in deren Hand die Fäden der ganzen Göttergesellschaft liegen, auf Gnade und Verderben, die Himmelstöchter, schön und schalkhaft gezeichnet in ihren Tugenden und Untugenden — überall fühlt man, daß ein Verehrer des Ewig-Weiblichen die Feder führt, in dem der Glaube an das Gute in der Frau lebendig und vom Leben nicht verschüttet worden ist.

Aber Spitteler war noch mehr als ein großer Dichter. Spitteler war ein treuer Patriot. Er, der in deutschen Landen so hoch Gefeierte, er, der wußte, was er auf 's Spiel setzte, er hatte den Mannesmut und die Treue zu seiner Heimat in jenen schicksalsschweren Tagen des ersten Weltkrieges, als Deutschland um uns warb, um unsere Sympathie und unsere Hilfe, in knappen klaren Sätzen die Stellung der Schweiz darzulegen, und klärte damit auch im eigenen Land eine Atmosphäre auf, die unerträglich war, und verhängnisvoll hätte werden können. Das Reich und die deutschen Intellektuellen quittierten die Rede mit dem Bannstrahl, aber die Schweiz wußte, daß sie um einen jener seltenen Männer reicher war, die in normalen Zeiten sich nicht um Politik kümmern, aber dafür in der Stunde der Not bereit sind, sich bedingungslos dem Vaterland zu opfern.

Das sind die Dinge, um deretwillen wir dankbar sind, für Carl Spittelers Leben und Werk — daß er als Dichter uns immer wieder den Weg weist hinauf in einsame, reine göttliche Höhen, wo allein die Seele Heimat, Ruhe und Kraft finden kann, und daß er seinen internationalen Dichterruhm ohne Besinnen hingab und opferte, als er fühlte, daß die Heimat ihn jetzt nicht als Dichter nötig hatte, sondern als Mann, der den Mut hatte, dem Ausland das zu sagen, was gesagt sein mußte. Auch daran wollen wir denken am 24. April, daß dies seines Lebens Wahlspruch war, damit er auch der unsere werde:

Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Atemzug!

Mein Herz heißt: „Dennoch"!

Eine Bachbiographie

Die im Verlag Otto Walter AG., Olten, als erster Band einer „Musikerreihe" soeben erschienene Bachbiographie von A.-E. Cherbuliez vereinigt in feiner Weise umfassende wissenschaftliche Grundlagen mit allgemein interessierenden Gesichtspunkten in leicht faßlicher Darstellungsart. Sie bildet deshalb sowohl für den Berufsmusiker wie für den Musikfreund eine ebenso wertvolle Bereicherung, zugleich erfüllt sie ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit in einem Augenblick, wo die meisten Werke über den Großmeister Johann Sebastian Bach in der Schweiz unerreichbar sind. Dieser Umstand begründet, wie der Verfasser im Vorwort ausführt, eine hohe Verantwortung, denn die neuesten Erkenntnisse der weitverzweigten und erfreulich fortgeschrittenen Bachforschung dürfen in einem solch zusammenfassenden Werk, und sei der zur Verfügung stehende Raum auch noch so knapp, nicht unbeachtet bleiben. Zudem ist Bach nicht als Einzelphänomen zu begreifen; trotz seiner einmaligen Größe und überragenden Bedeutung ist auch er ein Künstler seiner Zeit und Umgebung, herausgewachsen aus der Tradition tüchtiger Kantoren- und Organistenfamilien, gekennzeichnet durch die stilistische Entwicklung der Tonsprache seiner Epoche und, ungeachtet seiner tiefen Verwurzelung in der engeren thüringischen Heimat, mitbeeinflußt durch die Formen der in Italien und Frankreich immer reicher aufblühenden Vokal- und Instrumentalmusik. — Eine so groß geschaute Bachgestalt bedingt naturgemäß ein Eingehen auf alle wichtigen Strömungen; die Biographie berührt theologisch-liturgische Probleme, streift philosophische Gebiete, untersucht übernationale und lokal gefärbte Gegebenheiten usw. So erweitert sich der gefaßte Rahmen, in dem sich Bachs zeitliches Wirken und sein innerer künstlerischer Schaffensprozeß abspielen, und umspannt ein auch musik- und kulturhistorisch lebendiges Bild.

Sehr eindrücklich ist die überzeitliche Sendung des großen Thomaskantors als „Mittler zwischen Zeit und Ewigkeit" umschrieben, der jeder nachgeborenen Generation halt- und richtunggebend gewesen ist und wohl immer sein wird. Denn Bachs Genie bleibt zeitlos gültig, auch wenn wir die zeitgebenden Elemente seiner musikalischen Sprache aufdecken, und menschlich wirkt er, trotz der gelegentlich hervortretenden schwierigeren Züge seiner Persönlichkeit, als eine herrlich kräftige Charaktergestalt. Er ist — zusammen mit seinem Landsmann Händel — der Höhepunkt und Abschluß des Hochbarock, darüber hinaus unerreichte Synthese von Polyphonie und Homophonie, Wegweiser im Widerstreit der Stile, „ein großer, wunderbarer Trost in der Anfechtung der Zeit".

Mit besonderer Ausführlichkeit sind die Jugendjahre herausgearbeitet, um die heute noch ein Geheimnis liegt, denn Bach war weder ein Wunderkind noch ein Wunderjüngling. Auch die immer fühlbarer werdende Vereinsamung des alternden Meisters, dem die Weltenharmonie gleichsam in linearen, mystischen Kontrapunkten erklingt, während seine jüngeren Zeitgenossen, ja selbst seine eigenen Söhne, sich bereits dem empfindsamen, galanten Rokokostil zuwenden, ist ergreifend angedeutet.

Obwohl für Einzelheiten kein Platz blieb, wurde auf eine Besprechung der Werke nicht ganz verzichtet. Im Sinne der Einführung im ersten Kapitel wird auf die gegenseitige Beziehung von Schöpfer und Schaffen und die Einlagerung des letzteren in den äußern Lebenslauf eingegangen. Auf diese Weise entstand ein abgerundetes Ganzes, das in konzentrierter Form erstaunlich viel Stoff verarbeitet. Die Hinweise auf die bestehende Bachliteratur im Vorwort werden jedem sich näher mit der Materie Befassenden willkommen sein.

Auch rein äußerlich ist diese Neuerscheinung sehr sorgfältig und geschmackvoll ausgestattet, ausgewählte Bilder veranschaulichen den Inhalt, und das handliche Format macht den Band zu einem äußerst liebenswerten Besitz des verwöhnten Bücherfreundes.

So beschränkt sich das Buch nicht etwa darauf, eine vorübergehende Lücke auszufüllen, sondern es wird dank seiner anschaulichen Verbindung von fachlicher Genauigkeit und allgemein verständlicher Darlegung, seiner konzisen und ehrfürchtigen Erfassung von Leben und Werk, die alle musikalisch wie geistesgeschichtlich wesentlichen Berührungslinien berücksichtigt, zu einem Dokument von dauernder Wertbeständigkeit.

L. B.

Modebrief

Liebes Hedi,

ich habe Dir versprochen, in Deine ländliche Abgeschiedenheit ein kleines Resumé über die heutigen Modeströmungen zu schicken, sobald die Frühjahrsmodeschauen, die ich aus beruflichen Gründen besuchen muß, stattgefunden haben. Vor mir liegt eine Fülle von Notizen über das Geschaute und es ist keine leichte Sache, in einem Kurzbericht darüber Rechenschaft zu geben. Jedenfalls muten die vorgeführten Modelle nicht nur als Frühlings- und Sommerboten, sondern vielmehr

Französinnen in der Résistance

Renée Jolivot, Lyon.

II.

Si Ravensbrück était l'antichambre de la mort lente le camp de Hannovre, comme beaucoup de petits Kommandos, était celui de la terreur. Beaucoup moins important par le chiffre des prisonnières il était plus facile à surveiller par son exiguité même et les SS étaient continuellement autour de nous. Nous avions la chance insigne (?) d'avoir, pour la discipline, une commandante prussienne, au rictus mauvais, et dont les yeux durs ne laissaient jamais paraitre une lueur d'humanité.

Dans les wagons à bestiaux, qui durant deux jours et deux nuits nous promenèrent avant d'arriver au camp sur les voies férrées bombardées d'Allemagne, nous avions déjà eu un aperçu de sa douceur par une réflexion sincère à elle arrachée par une bombe anglaise tombée trop près de notre wagon. «Qu'elles crèvent, ces cheinnes de Françaises, moi je ne veux pas laisser ma peau ici!»

Les premiers jours elle nous «dressa» suivant son expression. Les appels succédèrent aux appels; il fallait être rapides, exactes; tenue et alignement impeccables. Elle n'hésitait pas, dans l'inspection des rangs, à écraser voluptueusement avec ses lourdes bottes, les orteils de celles qui n'avaient pas le sens de la ligne droite. Pour avoir plus d'emprises sur nous, comme il était coutumier aux Allemands de le faire, elle avait choisi une Hongroise comme chef de baraque dont le rôle était de diriger les cinq cents Françaises que nous étions. Celle-ci se révéla fidèle servante, soumise aux ordres de la diabolique «Rouquine» — sobriquet que nous lui donnions. Sa chevelure flamboyante lui donnait grande allure sous le bonnet d'uniforme, sa haute taille, ses bottes, les cheveux flottant autour d'un visage laiteux de rousse, elle usait de sa séduction sur les hommes (SS bien entendu). Par un raffinement profond, elle savait que ce charme physique agissait par une réaction bizarre sur les femmes avilies, loqueuteuses, que nous étions. Des yeux jaloux de cette coquetterie qui nous était interdite la suivaient dans ses évolutions théâtrales, mais parceque c'était une fille de vingt et un ans, ce ridicule, bien que patent, était amoindri par cette éclatante santé qui nous était une insulte.

*

A Ravensbrück lors de notre départ, des «bobards» avaient couru: «Quelle chance! Vous allez, parait-il, dans une usine de biscuits! . . .» Cela était une perspective engageante pour nos estomacs — et nous attendions ce départ pour l'usine avec presque de l'impatience — mais, hélas! — en fait de biscuits c'était du caoutchouc et dit une de nos chansons: «Comme on ne peut pas manger de l'élastique, on est déçu, c'est dégoutant».

Douze heures de travail à la chaine pour la fabrication des masques à gaz. A midi, une demi-heure de pose pour avaler un liquide denommé soupe. En avons nous fait de ces masques que l'on nous obligeait, à coups de poings, de gifles, de hurlements, à produire à la cadence de huit à la minute! Interdiction de lever la tête, de parler; malades ou bien portantes, une seule autorisation de deux minutes dans la journée pour aller aux waterclosets. Aviez-vous un sourire pour votre voisine? S'il était surpris par une SS, elle bondissait et les coups pleuvaient: une femme aux cheveux gris dut, après un traitement semblable, être trépannée. — Quelque infraction au réglement se produisait-elle? Nos gardiennes, tremblant autant que nous devant la prussienne, nous dénonçaient par téléphone, et nous n'échappions pas au cruel châtiment à notre retour au camp.

Nous considérions les heures d'usine comme une trève que ce soit travail de jour ou de nuit. Quelle angoisse quand les aiguilles de l'énorme pendule avançaient vers l'heure fatidique: six heures du soir ou six heures du matin; écrasées de fatigue, de sommeil, ce n'était pas encore l'heure du repos pour nous.

Chaque jour la crainte des coups faisait courber nos épaules. Pour notre commandante férue de discipline allemande, les corrections avaient un rite, toujours le même. Appel, alignement impeccable, hurlements de la «Blockowa», grand silence. Notre «Rouquine» arrivait sur ses bottes grinçantes, le regard fourbe, son rictus aux lèvres, veillant la moindre faute, silencieuse elle bondissait, toutes griffes dehors telle une panthère et tapait, tapait. Alors, calme digne, elle revenait au centre. écoutait l'appel des «numéros» coupables, lancés à haute voix par la Blockowa. L'accusation donnée pour une faute insigne: avoir parlé, avoir regardé un civil, pris un chiffon à l'usine; les cheveux étaient tondus ou bien c'était la correction.

Ah! Quelle rage nous dévorait! Spectatrices impuissantes devant toute l'expression de cette brutalité!

Ainsi s'écoulèrent de longs mois devant la terreur constante, nous ne savions jamais ce que cette femme allait trouver dans son imagination diabolique pour nous brimer, pour nous martyriser tous les jours un peu plus.

Les bombardements incessants sur Hannovre aggravaient nos souffrances. Les bombes, par miracle, s'écartaient de nous mais tombaient tout près. Notre block, plusieurs fois soufflé, en plein biver hâtivement réparé, offert à la pluie, au vent, au froid, de nombreuses ouvertures entre les planches disjointes. Sans feu, nous grelottions sur nos paillasses mouillées, tandis que les alertes succédaient aux alertes. Quand travaillant la nuit, nous dormions quelques heures le jour, notre tortionnaire avait le plaisir nous faire lever pour déchanger des wagons ou faire des vorvées du camps, ramasser des cailloux, arracher de l'herbe; il ne fallait pas que nous puissions jouir d'un quelconque repos. Un camp voisin ayant été atteint par des bombes on amena les prisonnières, et nous dûmes partager nos paillasses de soixante centimètres et dormir à deux, quelquefois trois.

*

Les derniers mois de notre vie de captive furent sans eau — les bombardements crevaient les conduites à peine réparées — sans sommeil, au travail jusqu'à la dernière semaine, nous étions harassées. La haine de nos gardiennes couvait toujours, décuplée par la certitude d'avoir perdu le jeu. Déjà se revelait cette attitude servile devant le plus fort, caractéristique de la race allemande qui ne reconnait qu'un Dieu: La force.

als Friedenssymbole an. Nebst den weicheren und rundlicheren Linien fallen vor allem die wieder erstandenen schönen Stoffe aus edlem Material auf, so wie z. B. der weiche Wollstoff, der sowohl für Mäntel und für Kleider und Kostüme verarbeitet wird, oder die schmiegsamen Seidenstoffe, die reinen Leinengewebe, oft mit origineller St. Galler Stickerei bestickt, die zu leichten Wochenend-Kleidchen oder Jackenkostümen verwendet werden. — Alle diese Gewebe zeugen vom hohen Stand unserer Textilindustrie, die heute auf Hochtouren arbeitet, und die sich bemüht, einem immer anspruchsvolleren Publikum sowohl Qualität wie Originalität zu bieten. Aus der Fülle des Gebotenen erwähne ich das von der Firma Strub neu lancierte Linovell, die Produkte der Firma Stoffel & Co., St. Gallen, von Gebr. Näf AG., Zürich, und der Leinenweberei Langenthal.

Zur Fülle exquisiter Gewebe gesellt sich eine Farbenpalette, wie sie in früheren Modevorführungen kaum beobachtet worden ist. Keine Lieblingsmode-Farbe, keine bevorzugten Töne, sondern ganz einfach eine bunte Fülle aller Farben, so wie sie uns ein sommerlicher Blumengarten bietet. Es gilt also das Losungswort: Man trägt alle Farben! Für Landpartien, Velotouren, Strand und Garten sind die großgeblumten, grellfarbenen Gewebe in praktischen Kombinationen von abnehmbaren Capes oder Rückenteilen immer zu empfehlen. Konfektion und Couturiers überbieten sich auf diesem Gebiet mit originellen Ideen, die die Kleider für mehrere Zwecke verwendbar machen, um damit auch dem kleineren Portemonnaie zu ermöglichen, eine modische und dennoch nicht teure Garderobe zu erstehen.

Am Nachmittag und Abend trifft man immer noch die deux-pièces, die aber wie die Jackettkleider phantasievoller werden. Die Hüftenpartien und der mittlere vordere Teil ist oft stark glockend. Schößchen, redingotearTige Verlängerungen nach hinten, 2- und 3-teilige Tuniquen variieren stark die Linien und verleihen dem Ganzen eine phantasiereichere Note. Paris lanciert Aermelpartien mit runden Schulterpartien, dem Oberteil angeschnitten und kimonoartig wirkend. Der Halsausschnitt wird nicht mehr lang und schmal getragen, sondern trapezförmig. Allerdings sah ich bei den „unsterblichen kleinen Abendkleidern", die zu kleinen Anlässen und auch zum Nachmittagstee immer gute Dienste leisten, immer noch die hochgeschlossene Halspartie. Hier beschränken sich die Farben auf schwarz und dunkelblau uni, während im übrigen den Imprimés der Vorzug gegeben wird. Auch die Kombinationen von pied-de-poule, Streifen und carreaux zusammen mit uni Jacken, lose oder eng getragen, sind beliebt.

Aber was wäre ein schönes und apartes Kleid ohne den ergänzenden Hut aus den Händen einer geschickten und anpassungsfähigen Modistin, die mit Freude und Einfühlungsvermögen den zu Gesicht und Kleid passenden Hut herstellt. Wie manches junge Mädchen verpfuscht die Wirkung ihres eleganten Kleides, indem sie ohne Kopfbedeckung herumläuft und wer könnte hutlos herumlaufen, wenn er die ungähligen verlockenden Kreationen betrachtet, die heute wieder mit Blumen, Bändern, Federn garniert, in allen Formen und Materialien zu haben sind. Ganz besonders erwähnen möchte ich ein reizendes kornfarbenes kleines Hütchen mit rotem Sammetband und einem Bandabschluß von roten Kirschen, der blaue Filzhut mit weißer Piquégarnitur, der das blaue Nachmittagskleid mit weißer Piquéweste erst recht komplettiert, oder die praktischen Cannotiers und Trotteurs zum Jackettkleid oder Reiseensemble, — oder der große schwarze Florentiner, wie überhaupt die sommerlichen Hüte groß und Schatten spendend nicht nur ein modisches Bekleidungsstück darstellen, sondern ihrem eigentlichen Zweck, vor den zu grellen Sonnenstrahlen zu schützen, erfüllen. — Aber hier muß ich es kurz machen, sonst komme ich noch mehr ins Fabulieren, denn Du weißt ja, daß das Kapitel Hüte eine meiner Schwächen ist und ich lieber auf ein neues Kleid als auf einen neuen Hut verzichte, so lieb sind mir die lieben kleinen Dinger. — Zum Schluß möchte ich Dir anraten, bei einem Deiner nächsten Besuche in der Stadt die neuen Kreationen von Bally anzusehen. Du, mit Deiner Liebe zu schönem Schuhwerk wirst unweigerlich mit mehr als einem Paar nach Hause kommen, vor allem aber mit einem Bally-Mandarin, von denen ich eine große Auswahl in schönstem Vorkriegsleder sah und die jeder Frau, die gerne einen schönen und bequemen Schuh trägt, zusagen muß.

Und nun mein Liebes, hoffe ich Dich bald wiederzusehen, angetan mit dem neuen Sommer-Ensemble, das allem Uniformmäßigen valet gesagt. Unterdessen grüße ich Dich und Deine Familie recht herzlich!

Dein Clärli

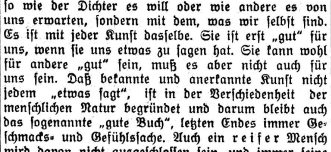
Kochfett Vola
immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

„Dieses Buch hat mir nichts zu sagen . . ."

Nur mit Wehmut erinnere ich mich daran, daß ich einmal ein geliehenes Buch mit der offenherzigen Bemerkung zurückgab: „es sagt mir nichts". „Dann sind Sie wahrscheinlich noch zu unreif, um es verstehen zu können", war die brüske Antwort der Eigentümerin. Sie gab mir damals viel zu schaffen. Seither habe ich noch viele Bücher gelesen, die mir „nichts sagten" und es waren sogenannte „gute Bücher" darunter. Aber ich schäme mich nicht mehr, es einzugestehen, und ich hoffe nicht, daß ich deshalb weniger „reif" bin als solche Menschen, die sich wohl hüten, sogenannte „gute Literatur", „gute Musik" und „gute Malerei" der öffentlichen Meinung, nicht „schön" zu finden. Ich habe einige „gute Bücher", die ich herzlich liebe, andere die mir weniger sympathisch sind. Den Stil kann ich vielleicht sogar schön finden, den Inhalt verstehen und gutheißen, aber das Wichtigste fehlt — die Beteiligung des Herzens. Man weiß nicht immer woran es liegt, und das ist auch gut so, denn zerpflückt man einmal die Qualitäten eines Buches, verliert es viel von seinem Reiz. So geht es uns ja auch mit Menschen, die wir lieben. Wenn wir recht viel von ihren Eigenschaften preisgeben und alles was sie betrifft zu erklären und zu klären versuchen, zerfören wir oft unmerklich das Schönste: Das Unsagbare, die Atmosphäre des Außergewöhnlichen und durch keine Begriffe Faßbaren, und damit vielleicht gerade das, was wir lieben.

Man kann Bücher zusammen besprechen, aber — erleben kann man sie nur allein, denn das Gefühl unserer Liebe zu einem Buch ist nie so rein und nie so beglückend, wie wenn wir es für uns behalten. Daß uns das Buch etwas sagt, und was es uns sagt, liegt nicht nur in der Macht des Dichters, sondern in uns selbst begründet, darum erleben wir das Buch nie so wie der Dichter es will oder wie andere es von uns erwarten, sondern mit dem, was wir selbst sind. Es ist mit jeder Kunst dasselbe. Sie ist erst „gut" für uns, wenn sie uns etwas zu sagen hat. Sie kann wohl für andere „gut" sein, muß es aber nicht auch für uns sein. Daß bekannte und anerkannte Kunst nicht jedem „etwas sagt", ist in der Verschiedenheit der menschlichen Natur begründet und darum bleibt auch das sogenannte „gute Buch", letzten Endes immer Geschmacks- und Gefühlssache. Auch ein reifer Mensch wird davon nicht ausgeschlossen sein, und immer seine Bevorzugten unter den Büchern, seine Lieblinge unter Dichtern und Musikern haben, und selbst ihm wird unter allem „Guten und Schönen" Vieles begegnen, das ihm trotz Weltenruhm nichts zu sagen und nichts zu geben hat.

A. Sp.



Gideon Planisch oder die Verlogenen, Roman von Sinclair Lewis. Steinberg-Verlag, Zürich.

Es ist eine Satire in schwerster Form gegen alle die vielen, die in ihrem Geltungsbereich jedes Werk zum Vormärtskommen mißbrauchen, die sich überall eindrängen und wichtig machen, jene „Herren und Frauen Wichtig", Madame et Monsieurs Important usw., wie jedes Volk sie kennt. Es wirft blendendes und schonungsloses Licht auf vieles, das nur allzu wahr, allzu richtig ist — aber das Buch ist zu lang, das Motiv wird ins Unendliche variiert, ausgesogen und ausgezogen und wirkt dadurch ermüdend, auch wenn man oft herzlich lachen muß; und man hat ein Gefühl, wie mit einem Kaugummi nicht richtig fertig werden zu können. Weniger wäre mehr — denn das Thema ist berechtigt, aber der Verfasser hat sich darin verloren! Wir kennen Besseres von ihm!

Arbeit für sechzig Millionen Menschen, von Henry A. Wallace. Steinberg-Verlag, Zürich.

Ein weitblickendes und kluges Buch, das die Probleme der Arbeitsbeschaffung aus der Erfahrung heraus behandelt, auf den Unterlagen des amerikanischen demokratischen Volkskapitalismus. Es lassen sich daraus auch Lehren für unsere schweizerischen Verhältnisse ziehen!

Die Furcht vor der Freiheit, von Erich Fromm. Steinberg-Verlag, Zürich.

„Nun erst ist mir mein Leben und das meiner Umwelt klar bis ins Letzte, ins Tiefste", schrieb uns einer der ersten Leser des Buches. „Die Gedanken, die dieses Buch enthält und mehr noch die, die es in uns anregt, geben uns die höchste Kraft, deren ein Mensch fähig sein kann: die Kraft der Selbst- und Welterkenntnis. Längst Verkümmertes lassen sie wieder aufleben: eigenes, freies, „spontanes" Denken und Fühlen und Handeln. Fromm gibt uns wieder den Mut zu uns selbst. Mögen alle ihn fassen! Jeder Seele bringt er Gewinn und das wahre Glück der Persönlichkeit, jedem Volke wirtschaftliche, politische, geistige Sicherheit. Das ist es, was wir und unsere Väter mit heißer Seele gesucht haben."

Bermann-Fischer Verlag, Stockholm:

1. **Zwischen Oben und Unten. Franz Werfel.** Werfel rechnet hier mit den Materialisten und Anbetern der reinen Vernunft ab und stellt die Stellung des modernen Menschen zum Gottesgedanken in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Der Verlag nennt das Buch „das metaphysische Vermächtnis Werfels".

2. 1919—1939 — **Friede ohne Sicherheit,** von **Fritz Rück.** „Eine sachlich reich belegte Arbeit über die Entstehung der Ideologien und politischen Bewegungen, aus denen das nationalsozialistische Regime emporwuchs."

Neu-Erscheinungen der Büchergilde Gutenberg, Zürich:

1. **Wie das Kamel zu seinem Buckel kam,** und andere Geschichten, von **Rudyard Kipling.**

Es sind eine Reihe reizvoller Erzählungen, in denen Götter, Menschen und Tiere zusammen an der schöpferischen Gestaltung der Lebewesen arbeiten. Kleine Kabinettstücke aus der Welt des Dschungels durch den Graphiker Hans Fischer in sprühend lebendiger Weise illustriert. Ein Buch, an dem Erwachsene und Kinder sich herzlich erfreuen können. (Preis für Mitglieder Fr. 4.—.)

2. **Vergnügungsstrand,** von **Frank Tilsley.** Ein Flieger der MFF. schreibt ein Buch, das Geschehnisse aus tiefster Friedenszeit schildert. Es ist ein kleiner bescheidener Mann, der im Seebad Erholung suchte, sein Geld verliert durch Diebstahl, Kontakt mit der „gesellschaftlichen" Unterwelt bekommt, allerlei Erlebnisse hat und Einblicke tut in eine Welt des Vergnügens und einer gesellschaftlichen Atmosphäre, die weit ab liegt vom soliden Leben des Alltags im Kohlenbergwerk. (Preis für Mitglieder Fr. 6.—.)

3. **Gustave Flaubert:** die Schule der Empfindsamkeit (Französischer Titel: L'Education sentimentale). Ein Buch, das längst seinen Platz in der Weltliteratur hat und in der guten deutschen Uebersetzung von Hans Kanders in deutschsprachigen Landen wieder viele Leser erfreuen wird. Die „chiten" und graziös gezeichneten Illustrationen von Charles Hug erhöhen die Freude an dem schön ausgestatteten Buch.

4. **Ende und Anfang,** Hanne Tribelhorn-Wirth. Ein reizendes, erfrischendes Buch, von drei tapferen Menschen, die in einer treuen Lebensgemeinschaft in einfachen und oft erschwerten Verhältnissen durchhalten, nie den Mut, noch weniger den Humor verlieren und unbemerkt durch den gütigen und verständigen Einfluß einer frohen jungen Frau geführt werden. Künstlerische Bohème, französische Beweglichkeit und bernischer Humor haben da etwas Wohltuendes und Köstliches geschaffen.

5. **Sardinienfahrt,** von **Jakob Job.** Ein Reise- und Erlebnisbuch, das in Zeiten der geschlossenen Grenzen und erschwerten Reisemöglichkeiten mächtig die Sehnsucht nach Reise, Wanderschaft, nach dem Süden, fremden Völkern und Sitten anregt und zu dessen schönen Illustrationen durch den Verfasser und Alinari, der verstorbene Wandergefährte und frühere Direktor der Zürcher Lungenheilstätte in Wald, Wesentliches beigetragen hat.

6. **Der freie Geist,** Romain Rolland. Es ist eine Auswahl der während des letzten Krieges geschriebenen Aufsätze und Friedensworte, zu denen Romain Rolland am 6. April 1931 eine aufschlußreiche Einleitung geschrieben hat. Die Stimme Frankreichs in einem seiner Besten, und wie sie dem Wohl der Menschheit immer wieder Wesentliches zu künden haben wird.

Die Schweiz, das Herz Europas, von **Karl Naef.** Rascher-Verlag, Zürich. In verschiedenen Kapiteln wird hier die Stellung und die Aufgabe der Schweiz erörtert, und ihre Sendung im Kreis der Nationen, das Wesen und das Sein ihrer Neutralität, das Wesen des schweizerischen Staates und seiner künftigen Aufgaben beleuchtet.

Die Ehe, ihre Krise und Neuwerdung, von **Dr. Th. Bovet.** Verlag Paul Haupt, Bern. Fr. 11.—. Es ist ein wertvolles, tiefernstes Buch, das Hilfe bieten will allen jenen, die den Weg durch das oft dornenvolle Gestrüpp tatsächlich vorhandener, eingebildeter oder künstlich konstruierter Schwierigkeiten, die das Eheleben bringen kann, nicht selber finden. Es sind Ratschläge und Hinweise eines Menschenkenners, der um die viele geheime Not mancher Ehe weiß, und diese mit ihren Problemen in die großen Zusammenhänge alles Menschlichen stellt.

Das Romain Rolland-Buch. Artemis-Verlag, Zürich.

Der Mensch und Dichter in eigenen Worten, herausgegeben von Else Flatau. Eine Fundgrube sorgfältig ausgesuchter und gut geordneter Stellen aus dem Lebenswerk des großen Franzosen, in der jeder, der nach Schätzen zu graben versteht, auch solche finden wird.

Verlag Der neue Bund, Zürich.

1. **Natalie Oettli: „Aus dem Alltag der Erziehung".** Mit einer Zeichnung von Rabinovitch. 142 Seiten. Preis Fr. 3.50.

In dem gefällig ausgestatteten Bändchen behandelt die Verfasserin Erziehungsfragen, wie sie täglich in jeder Familie auftauchen. „Geschwisterzank", „Kinderlüge", „Erziehung zur Dankbarkeit" — wer kennt nicht diese Probleme und viele andere, die zu Schwierigkeiten und Aerger führen können, wenn versucht wird, mit bequemen Augenblicklösungen darüber hinwegzugehen? Eltern und Erzieher werden in den guten und schlechten Seiten den Ruedis und Annelis in dem Büchlein die Eigenschaften ihrer eigenen Kinder erkennen. „Genau wie bei uns", werden sie beim Lesen der verschiedenen Kapitel sagen und mit Spannung verfolgen, welche Lösungen die Verfasserin aus ihrer reichen Erfahrung schöpfend in unaufdringlicher aber nachdrücklicher Weise vorschlägt.

2. **Tillmann Lindenbaum, Willibald Grimm: Das Jahr des Spießers.** Fr. 3.50.

Aus zwölf Monatsbildern mit dazugehörigen Versen wird dem Schweizerspießer aller Schattierungen ein Spiegel vorgehalten, der nicht gerade schmeichelhaft zu nennen ist. Satire ist gewiß oft gut und nötig, hier scheint sie bei allem Geschick in den Zeichnungen und allem Witz in den Versen hie und da reichlich weit zu gehen und auch nicht vor Ereignissen Halt zu machen, die doch nicht auf dieses Terrain gezogen werden sollten.

3. **Elli Weber: Pestalozzi, der revolutionäre Patriot.** Fr. 4.—.

Diese Doktorarbeit ist alles andere als eine trockene akademische Schrift. Sie eröffnet uns den großen Schweizer von einer meistens ganz unbekannten, aber sehr maßgebenden Seite: als Kämpfer gegen das Regiment der gnädigen Herren, für soziale Gerechtigkeit und Weltoffenheit. Besonders eingehend werden die mehr oder weniger geheimen Zürcher Zirkel geschildert, die sich um 1760 herum in regelmäßigen Versammlungen um das Wohl und Wehe des Vaterlandes bemühten und mit anderen fortschrittlich Gesinnten zur Helvetischen Gesellschaft zusammenschlossen. Im Anhang findet sich der erstmalige Nachdruck eines berühmten revolutionären „Bauern-Gesprächs" von Christoph Heinrich Müller.

Collections «Amour et Vie», Editions Utiles, Genève, «Le plus bel amour de Simone-G. Rimbault».

Après tant d'autres, mais peut-être mieux encore, le poète qu'est indiscutablement Simone-G. Rimbault a voulu nous chanter l'enfant. L'enfant dont elle vient d'avoir la révélation dans le «secret» qui, pour elle, devient comme une «annonciation».

Elle nous décrit le sommeil, les balbutiements et les pauses avec une simplicité telle, que malgré le rythme dû à la poésie, il nous semble lire une belle histoire. Celle-là même de notre enfant. De celui qui, pour nous, comme pour Simone-G. Rimbault, constitue le «plus bel amour» pour ne pas dire «le plus grand amour».

Les Editions Utiles.

Ecoeurés, leurs injures, brimades, mauvais traitements n'arrivaient pas à étouffer l'élan qui, à l'approche de la liberté nous soulevait. Dans tous les yeux, sur tous les visages creusés par la famine, brillait cette flamme qui exaspérait nos bourreaux. Cette joie, silencieuse, cette ivresse grave, grondante, envahissante comme le flux de la mer, était tempérée par l'appréhension de la fin. Nous en connaissions toutes les possibilités d'erreur. Nous ne pouvions pas cependant dissimuler cette joie, et leur rage était débordante, le jour que l'ordre d'évacuation fut donné.

Par un âpre matin d'Avril, le branle-bas de départ étant donné, ordre fut donné aux malades de rester: soixante-dix dans notre block qui ne pouvaient bouger. Les autres chargées de couverture s'alignèrent par cinq, au milieu des hurlements de nos gardiennes déchaînées par l'ivresse de la nuit. Lançant les gamelles à leur tête, cassant les carreaux, brisant les tabourets sur leur dos, elles les forçaient à sortir, la «Rouquine», toujours silencieuse, une courroie à la main, cinglant les visages qui se trouvaient près d'elle. Le grotesque cortège s'ébranla dans les ricanements, les insultes de ces femmes et de ces hommes ivres, vers le camp d'extermination qui lui était assigné.

Peut-être avez-vous vu des photos de ce camp Bergen-Belsen? J'ai entendu dire que «tout cela n'était que propagande». Je regrette de n'avoir pu emmener les incrédules sur les lieux mêmes. Leur doute d'ailleurs est compréhensible, il est des spectacles que l'imagination ne peut concevoir. Bergen était inimaginable. Les Allemands seuls pouvaient le créer. Ils l'ont fait scientifiquement.

Une sentinelle non SS, sur la route où s'épuisait la colonne de quelques milliers d'hommes et de femmes «politiques» vint dire à une de nos camarades: «Nous vous conduisons à la mort, si vous pouvez, évadez-vous . . .» Ce à quoi il fut répondu avec un sourire hautain: «Alors nous irons à la mort toutes ensemble . . .» Il est des êtres rares, qu'aucune épreuve ne décourage. Une Alsacienne parle ainsi du camp de Bergen: «Notre première réaction fut la révolte et le dégoût, puis nous nous sommes accoutumées à cette din, les derniers jours régnait une espèce de fatalisme, d'acceptation et de complète résignation. La mort était la quotidienne et familière vision. La mort n'est-elle mystère grandiose que par le culte respectueux des hommes? Là-bas plus de barrières, les morts ne sont pas mieux traités que les vivants, les hommes et les femmes du camp étaient tous des vivants provisoires. Les révoltés étaient rares».

Ainsi était Bergen qui vit mourir par le typhus quatre vingts pour cent des nôtres entre le 6 avril et les jours qui suivirent la Libération.

*

Aux malades restées à Hannovre, le destin devait être plus clément. Ordre avait été donné aux SS qui nous gardaient de mettre le feu aux baraques et de nous brûler vives. Ils étaient deux livrés à eux-mêmes aux dernières heures avant la fin; ont-ils eu peur de leur responsabilités, un étonnant reflexe de pitié à-t-il animé leur coeurs pétrifiées, ont-ils voulu, simplement se mettre à l'abri tandis qu'il en était encore temps? . . . Un matin nous ne les vîmes plus; coulées sur nos paillasses nous attendions la fin ou la liberté. La résignation à la fatalité courbait nos épaules sous les bombardements, les attaques des chars, le bégaiement de la mitrailleuse mêlé à l'aboiement rageur des canons anti-chars. La mitraille grêlait dans les camps et par miracle, personne ne fut blessées pendant ces trois jours de combat.

Le matin du 10 avril, dans un lourd silence attentif un coup de révolver ouvrit la porte de notre camp. Une étrange silhouette franchit pesamment le seuil. Immobiles, silencieuses, nous vîmes s'avancer les libérateurs . . . La liberté venait à nous, c'était cela: un soldat américain battant la campagne en éclaireur avait déouvert cette enceinte cadenassée et simplement l'avait forcée. Pour eux, une porte de plus ouverte, qu'importait, mais c'était le premier camp de concentration féminin qu'ils rencontraient, et leur étonnement curieux était aussi surprenant pour nous.

Le matin même nous avions reçu le dernier souffle d'une toute petite Polonaise. Elle avait quinze ans, deux ans plustôt les Allemands l'avaient arrachées à sa famille et depuis elle trainait de camp en camps. Rongée par la tuberculose, la respiration sifflante, ses yeux bleus débordant d'interrogations muettes elle accrochait aux nôtres ce délicat et angoissant sourire qui sur son visage d'enfant se figea dans un dernier murmure: «Maman . . .»

*

Parce qu'il y avait eu trop de petites Polonaises, mortes, Françaises et d'autres encore, nous ne pouvions pas avoir le délirant enthousiasme de la victoire. Toutes portes ouvertes, au grand soleil, nous avons pourtant hissé le drapeau de France, fabriquée dans l'ombre avec les débris douloureux de nos vêtements de forçats. Rassemblées autour de lui, une «Marseillaise» que nous avions rêvée éclatante, s'éleva étouffée, sanglotante, entrecoupée par les évanouissements de celles qui ne pouvaient supporter cet instant si lourd de joie et d'angoisse.

Ce que fut pour nous la Libération? La simplicité d'une enfance nouvelle. Tout était bon. La porte ouverte, le soleil sur les fleurs, l'eau calme des canaux, le pas d'un passant croisent le nôtre, le cri d'un oiseau dans l'air libre, autant que la cigarette et le pain blanc des Américains.

Mais il nous suffisait de rentrer au camp pour que des ombres se lèvent . . . Toutes ces ombres nous ne pouvons pas les oublier, nous les avons trop connues, toutes celles que la dure vie du camp nous a appris à aimer, celles qui attendaient comme nous la vie pleine, mille fois plus riche de renouveau.

Chez nous, il faut que l'on sache que la France a donné le meilleur d'elle-même avec la peur, la souffrance, l'acceptation, la joie de vivre, enfin, de milliers d'enfants, de femmes, d'hommes qui ont servi pour la libération du monde. Nous n'avons pas, nous les vivants libres, le droit de trahir, d'oublier la voie qu'ils ont tracée pour que librement vivent les hommes.

Durch eine unleserliche Unterschrift ist der Name der Verfasserin des Artikels «Französinnen in der Résistance» falsch angegeben worden. Sie heißt: Renée Jolivot und lebt in Lyon.

Die Redaktion.